

Promenadenmischung

Seminarprodukt der WWU Münster



mitgemacht

Liebe in 8 Minuten
beim Speeddating?

aufgespürt

Hier zählt jede Mücke!
Der Flohdom Münster

eingefühlt

Das Kloster St. Mauritz –
leben mit Gott & Internet

Titel

Senator ehrenhalber und
junggebliebener Revoluzzer
Titus Dittmann wird 60

Impressum

Promenadenmischung
Institut für Kommunikationswissenschaft, WWU Münster
Ausgabe 1/2009

Redaktion:

Helga Reitter (V.i.S.d.P.), Florian Berghold, Anne Breitenbach, Thomas Eßer, Jana Hollenberg, Lena Iker, Julia Klein, Thomas Knoop, Julia Kottkamp, Saskia Niemeyer, Christiane Nowack, Timo Prünke, Erika van der Rhee, Marco Rustemeyer, Sarah Sassenhagen

Gestaltung und Layout:

Anja Christina Lehnerl, Markus Kosthorst

Produktion:

Lehrredaktion des IfKw

Druck:

??????????

Auflage:

50 Stück



Digitaldruck

Diplomarbeiten

Bürobedarf

Broschüren

Bindungen

Flyer

Zeitschriften

Textildruck

Kopien

www.copy-store.de
info@copy-store.de

(0251) 5 20 98 75



EDITORIAL

Die Promenadenmischung ist längst nicht mehr nur eine Hunderasse, die sich auf der Straße wild vermehrt hat und keinen Rückschluss mehr auf die ursprüngliche Art zulässt. Die Promenadenmischung ist viel mehr, denn diese Zeitung geht mit Euch Gassi durch Münster. Wir haben Kletterwände erklommen und sind durch den Herbst gewandert. Wir waren im Kloster und beim Speeddating. Wir trafen mit David Garrett, einen Geiger im Popstarformat und mit Titus Dittmann, einen Skateboarder mit Managerpreisen an der Wand. Schräge Typen, interessante Orte, spannende Geschichten. Eine gute Mischung umzingelt von der Promenade. Nicht nur die Themen sind bunt gemischt, auch die Autoren, die die Promenadenmischung im Zeitschriftenseminar zum Leben erweckte. Beim Fotoshooting auf dem zugefrorenen Aasee erwiesen sich die Jungs als wahre Schwanz-Einzieher. Als die Eisdecke krachte, standen alle am Ufer, während die Mädels auf dem Eis weiter knipsten. Dafür sorgten die männlichen Autoren immer für warme bis kochende Stimmung während des Seminars. An die Leine nahm uns Helga Reitter, die vermutlich gerne das ein oder andere Mal energisch „Fass“ gebrüllt hätte. Sei es drum, Herrchen und Hund sind wohl auf und wir wünschen Euch viel Spaß beim Auslauf durch Münster.

*Die Redaktion
der Promenadenmischung*

Foto: Alexander Smolianitski

06



aufgespürt

Ich bin dann mal weg	6
Cinema & Kurbelkiste	7
Die Hüterinnen der Dinge	10
Münsteraner gehen weltwärts	14
Das Glück der Erde	17

20



zugehört

Titus Dittmann – Der Lobbyist der pubertierenden Rotzlöffel	20
Musikrezensionen	24
Hört, ihr Herrn...	28
5 Fragen an Dennis Grote	31
Pendeln zwischen Kulturen	32
Radio selbst gemacht	36

40



eingefühlt

Der Weg der Berufung	40
Münster aus Sicht eines Fahrrads	44
Bretter, die die Welt bedeuten	46

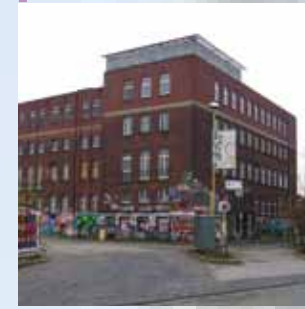
14



aufgepasst

Von magentafarbenen Bienen	49
Die kleine Schwarze – Petra	50
Aus Spaß an der Musik – Gleis 22	52
Fakten zum Prahlen und Protzen	55
Große Politik im kleinen Haus	56

60



nachgehakt

„Wie ein altes Schiff“ – Hafen	60
Hin & weg – NRW-Ticket	64
Couchgeflüster	66
Kulturkneipe Frauenstraße 24	69
Wissen, wo die Dienstwaffe ist...	71
Cavete Münster?	72

76



angeguckt

Die Welt unter einem Dach	76
Orte der Sehnsucht	78
Luxusmanufaktur Wiesmann	80

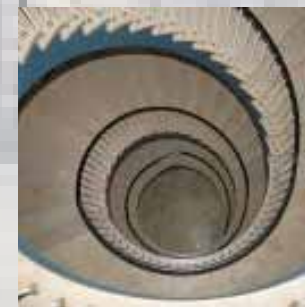
84



mitgemacht

Mein erstes Mal – Geocaching	84
Normal verrückt – Klettern	88
Discofox und Schädelweh	92
Hungriges Herz	96
Kulinarisches Blinddate	99
Fernglas, Klarsicht, Biterkälte	102

106



hergestellt

Die Autoren	106
-------------	-----

Ich bin dann mal weg

Es muss nicht immer der Jakobsweg sein – Nie war Spaziergehen rund um Münster so schön wie jetzt

Julia Klein

Die Krümel vom Sonntagsfrühstück sind vom Tisch gewischt, draußen schiebt die Sonne gerade alle Wolken beiseite und das Laub liegt körbeweise auf den Bürgersteigen. Und nun? Hoch mit den trägen Gliedern! Für Der-Sommer-ist-rum-Depressionen bleibt keine Zeit. Der Herbst wartet ungeduldig auf seine Entdeckung - und zwar zu Fuß.

Zauberhafterweise, fast unmerklich, ist es passiert – Herumlatschen ist plötzlich nicht mehr öde. Das mag mit der Entdeckung der Liebe zu tun haben, denn Arm in Arm spaziert es sich am schönsten. Doch auch wer sein Herzblatt zwischen den rotbraunen Blättern noch nicht entdeckt hat, muss nicht zu Hause traurig aus dem Fenster blicken. Der Weg ist auch alleine das Ziel.

Das Abenteuer für heute: Der Herbstwald in Dülmen.

Die Regionalbahn vom Münsteraner Hauptbahnhof fährt direkt bis zum Bahnhof in Dülmen.

Nun ist es nicht mehr weit bis zum Wildpark, wo der Herbst zeigt, was kann. Über den Häuserdächern erheben sich bereits die ersten Buchenwipfel. Und dann ist man drin. Der Eintritt ist kostenlos, es gibt keinen Kiosk, keine Plüsch-Rehe, kein Wildfütter in Plastikbeuteln.

Spätestens jetzt will man Luft holen, tief einatmen und die Augen ganz weit aufreißen. Rot und braun, gelb und orange, überall Tuschkastenfarben an den Bäumen, auf den unzähligen Wanderwiesen. Es raschelt, wuselt, knarrt und scharrt. Nach ein paar hundert Schritten öffnet sich die erste Lichtung und es wird klar - hier sind wir nicht länger Hausherren, sondern zu Gast beim Damwild. Die Tiere leben in großen Herden und grasen nur einen Steinwurf entfernt. Mächtige, zackige Geweihe heben sich vor dem Himmelblau ab. Wer Geduld mitbringt, kann Zeuge von Revierkämpfen werden. Lauernd stolzieren Hirsch-Rivalen umeinander herum, um dann blitzschnell aufeinander

loszuschießen. Der Aufprall hallt lange nach.

Der heutige Park hat seine Wurzeln im 19. Jahrhundert. Damals erwarb der Herzog von Croy das Gut Hinderkinck. Das Gelände wurde seitdem kaum verändert.

Zwei Stunden, vielleicht drei, kann man hier schlendern, ohne jemals das gleiche Bild zu sehen: Tannenalleen wechseln sich ab mit gigantischen Kastanienbäumen, ein Bach tröpfelt träge über glitschiges Geröll, ein kleiner See schimmert in der Ferne. Hier bleibt die Zeit stehen für einen Nachmittag. Bis der Magen sich meldet und es Zeit wird für eine Pause mit Panoramablick, heißem Tee und Brötchen.

Und nächsten Sonntag? Eine neue Entdeckungsreise...



Wer durch den schmalen Eingangsbereich das unscheinbare Kino betritt, ahnt kaum, dass es zu den fünf besten in Deutschland gehört. Es ist klein, so klein, dass in der Eingangshalle vielleicht gerade mal zehn Leute Platz finden. An den Wänden hängen alte Filmplakate und auf einem Tisch laden Zeitschriften den Besucher zum Stöbern ein. Schaut der Kinogänger in ein Regal mit DVDs, stellt er schnell fest, dass er den neuen Streifen mit Bruce Willis oder Johnny Depp hier nicht finden wird. Dafür aber vielleicht Schätze von ganz anderer Qualität. Filme, die künstlerisch und kulturell besonders wertvoll sind und die eben deshalb teilweise mehrfach ausgezeichnet wurden.

So wie das Cinema selbst. Prei-

se für das beste Filmprogramm oder das beste Kinder- und Jugend-Filmprogramm gehen fast jährlich an das kleine Kino an der Wareндorfer Straße in Münster. Auch die vom Staatskulturminister vergebenen „Auszeichnungen für herausragendes Kino-programm“ konnte das Cinema schon öfter einheimsen. So lässt es sich auch leichter ertragen, wenn die Besucherzahlen mal wieder nicht stimmen. Schon mehrfach stand das Cinema vor dem Aus. Ende der 70er Jahre konnte die endgültige Schließung des Cinemas durch den Umzug an den jetzigen Standort verhindert werden. 2004 halfen Spenden und Hilfsaktionen der Kinogänger das Cinema zu erhalten.

Am Ende der Eingangshalle, die

aufgrund ihrer Größe und Form vielleicht besser den Namen Eingangskorridor tragen sollte, befindet sich eine Theke. Hier hat der Besucher die Qual der Wahl: Entweder ein Ticket kaufen und nach links in einen der Kinosäle abbiegen, oder doch lieber zuerst rechts ins Café und noch kurz etwas trinken. Die meisten entscheiden sich für ein Ticket und ein Bier aus der Kühlbox und betreten den schmalen Flur, der sie nach hinten zu einem der Kinosäle führt. Wer jetzt einen großen Saal mit hohen Decken und beleuchteten Treppenstufen erwartet, in dem mehrere hundert Menschen Platz finden, der sieht sich getäuscht. Der größte der drei Säle, das Cinema 1, fasst etwa 160 Personen, die anderen beiden, das Cinema 2 und die

Kurbelkiste, bieten gerade mal jeweils 50 Menschen Platz. So ist die gemütliche, ja beinahe schon familiäre Atmosphäre zu erklären, die der Kinogänger spürt, sobald er einen Fuß über die Schwelle des Kinos setzt. Versunken in die tiefen roten Sessel taucht er ein in neue Welten, lernt entfernte Länder und fremde Kulturen kennen und entflieht für kurze Zeit den Sorgen und Problemen des Alltags. Nach dem Film lädt das zum Kino gehörende „Café Garbo“ dazu ein, bei einem warmen Kaffee oder Tee, oder bei einem kühlen Bier noch ein wenig zu verweilen, zu diskutieren oder auch einfach den Film noch einmal Revue passieren zu lassen. Thomas Behm hat sich für einen Kaffee entschieden. Der 46-jährige sitzt entspannt an einem Fenstertisch im Kino-Café und schwelgt in Erinnerungen. Seit 1997 lenkt er zusammen mit seinem Freund und Kollegen Jens Schneiderheinze die Geschicke des Cinemas und der Kurbelkiste. Beide können jahrelange Kinoerfahrung vorweisen. Noch bevor sie das Cinema übernahmen, wurden sie für ihr Programm, was sie damals noch als Studenten unter dem Titel „Rosa Linse“ anboten, mehrfach ausgezeichnet. Da sie aber mit ihren Filmvorführungen kein Geld verdienten, standen sie 1997 kurz davor ihre Tätigkeiten einzustellen. Behm erinnert sich: „Wir standen damals vor der

Entscheidung, entweder wir lassen das mit dem Kino oder wir leben davon.“ Wie am Cinema eindrucksvoll zu sehen ist, haben sich beide für letzteres entschieden. Sie kooperieren dabei mit den Münsterschen Filmtheater Betrieben, denen alle anderen Kinos in Münster gehören und die als Mitgesellschafter des Cinemas fungieren. Die Zusammenarbeit funktioniert laut Behm gut - auch wenn es natürlich ab und an mal Meinungsverschiedenheiten gebe. Bei der schwierigen Aufgabe sich gegen die große und mächtige Konkurrenz zu behaupten kommt dem Cinema eine Regelung zu Gute, die speziell für die münsteraner Kinolandschaft steht. Jeder Film wird immer nur in einem Kino gezeigt. Dadurch soll der Konkurrenzdruck vermieden werden, der laut Behm oft dazu führe, dass alle Kinos auf die gleichen großen Filme setzten und dabei nur wenig Platz für kleinere Produktionen bliebe. Filme, bei denen ein ho-

„Ein Ort der Auseinandersetzung und der Kommunikation.“

hes Besucheraufkommen zu erwarten ist, werden nun meistens im Cineplex und kleinere, kulturell anspruchsvollere Produktionen im Cinema gezeigt. Das gute Verhältnis der münsteraner Kinobetreiber untereinander sorgt dafür, dass das Cinema bei der Vergabe der Filme nicht zu kurz kommt. So werden immer

wieder auch Filme im Cinema gezeigt, die, wie Behm nicht ohne Stolz erzählt, „in anderen Städten in den großen Kinos laufen“. Dabei bezieht er sich auf Produktionen wie „Bowling for Columbine“ oder „Brokeback Mountain“, die dem kleinen Kino überdurchschnittlich hohe Zuschauerzahlen bescherten. Die Entscheidung, welche Filme in welchem Kino gezeigt werden, hängt in großem Maße auch vom Filmverleiher selbst ab. „Generell möchte natürlich jeder Filmverleih, dass seine Filme in den größten verfügbaren Kinosälen gezeigt werden.“ Es gibt aber, so versichert Behm, auch Verleiher „die mit uns total gerne zusammenarbeiten, das Cinema mögen und uns gerne unterstützen.“ Persönliche über Jahre hinweg gepflegte Kontakte und das berühmte Vitamin B seien hier oft unverzichtbar. Sicherlich, so gibt Behm zu, gebe es auch immer Grenzfälle und Filme, die er gerne ins Cinema geholt hätte, die dann aber an andere Kinos vergeben wurden. Im Großen und Ganzen ist er mit der Zusammenarbeit aber sehr zufrieden. Was das inhaltliche Spektrum der vorgeführten Filme angeht, spricht er von einer „insgesamt recht großen Bandbreite“ gezeigter Filme. Dabei schweift sein Blick über die unzähligen Filmplakate an den Wänden, die wie zu seiner Bestätigung auf die verschiedensten Filmgenres

aus den unterschiedlichsten Ländern der Welt hindeuten. Ein spanisches Plakat hängt neben einem französischen, und die Schrift auf einem Plakat in der Ecke lässt auf dessen osteuropäische Herkunft schließen. Er verweist auch darauf, dass es für ihn wichtig ist „mit Filmen gewisse Themen zu setzen.“ Behm und Schneiderheinze stehen in diesem Zusammenhang zu ihren „soziokulturellen Wurzeln“, wie Behm sie selbst nennt. Kein Wunder also, dass sie immer wieder Filme aussuchen, die unbekannte Lebensweisen sichtbar machen. So wollen sie Berührungängste zu fremden Kulturen abbauen, ohne jedoch unangenehm zu bevormunden. In ihrem geschäftlichen Konzept ist das dem Kino direkt angeschlossene „Café Garbo“ ein wichtiger Bestandteil. Als sie das Kino übernahmen, war beiden bereits klar, „dass es mit der Kinolandschaft auf Dauer bergab geht.“ Eine neue Einnahmequelle musste her. Da für beide Kinos schon immer „ein Ort der Auseinandersetzung und der Kommunikation war“, lag die Idee nahe, Film und Gastronomie miteinander zu verbinden. Dadurch grenzt sich das Cinema bewusst vom Massenbetrieb des Multiplex Kinos ab. Nicht nur die Stammgäste wissen die Wohlfühl-Atmosphäre zu schätzen. Sie sehen sich nicht nur Filme im Kino an, sondern helfen dem Cinema auch, wenn

es finanziell mal wieder nicht so rosig aussieht. Behm erinnert sich noch gut an den drohenden Konkurs 2004 und an die teilweise außergewöhnlichen Aktionen der Cinema - Fans: „Eine Frau kam eines Tages vorbei und sagte, sie hätte von der drohenden Schließung gelesen. Münster ohne Cinema, das ginge ja wohl nicht. Sie werde uns jetzt 1000 Euro leihen, und wenn sie das zurückbekäme wäre das gut, wenn nicht wäre es auch

„Entweder wir lassen das mit dem Kino oder wir leben davon.“

nicht schlimm!“ Das Geld habe er natürlich nicht angenommen, versichert Behm schnell, aber wer ihm in die Augen schaut, sieht, wie beeindruckt er noch heute von dieser Geste ist. Er und Schneiderheinze konnten aber auch in anderer Form auf große Hilfe bauen. So hingen plötzlich überall in der Stadt Aufkleber, die zum Erhalt des Cinemas aufforderten. Freunde und Förderer des kleinen Kinos produzierten T-Shirts mit der Aufschrift „Retter“, dessen Verkaufserlös dem Kino zugute kam. Außerdem wurde im Mai 2004 mithilfe vieler Freiwilliger ein Straßenfest organisiert bei dem weitere 8000 Euro für das Cinema zusammen kamen.

Da das kleine Kino an der Warendorfer Straße hauptsächlich weniger bekannte Filme zeigt, ist es nur in geringem Maße von

Problemen betroffen, wie sie die Großen der Branche haben. Raubkopien von solchen Filmen gibt es fast gar nicht, sodass dem Cinema von dieser Seite kaum Umsatzeinbußen drohen. Ein größeres Problem sieht Behm in der zunehmenden Ausstattung von Gastronomiebetrieben, Gemeindezentren und anderen Öffentlichen Gebäuden mit Beamern und Leinwänden. Schon jetzt werden häufig in solchen Räumlichkeiten DVDs gezeigt, ohne vorher die teuren Rechte zu erwerben. Er befürchtet, und Sorgenfalten zeigen sich auf seiner Stirn, dass „dies in Zukunft noch zunimmt“. Die Faszination Kino gehe auch verloren, da die technische Ausstattung für Zuhause immer besser werde und viele Leute heutzutage die Möglichkeit hätten, Filme in perfekter Bild und Tonqualität zuhause zu sehen. Es steht also in den Sternen, ob das Cinema sein Angebot ewig aufrechterhalten kann. Doch solange es, um es mit Behms Worten zu sagen, „noch gebraucht wird, um die kulturelle Vielfalt in Münsters Kinolandschaft zu erhalten“ und es immer wieder Leute gibt, die sich für seinen Erhalt einsetzen, ist es um den preisgekrönten Geheimtipp unter den münsteraner Kinos noch nicht geschehen.

Die Hüterinnen der Dinge

Julia Klein

Sie sind klein wie ein Kirschkern oder groß wie ein Mensch. Sie riechen nach Mottenkugeln oder vermodertem Holz oder nach Lavendel. Sie sind kaputt oder nutzlos oder einzigartig. Sie sind vergilbt oder schmutzig oder schön. Doch immer sind sie alt. Sie sind gebraucht und zurückgelassen.

Sie warten geduldig, geborgen bei ihren Hütern. Sie wissen, ihre große Zeit ist längst vorbei. Was bleibt sind ihre Geschichten. Und die Geschichten jener, die ihre Finger um sie schließen.

Er sieht auf den ersten Blick aus wie ein Actionheld. Mit

dem mächtigen Schwert in beiden Pranken und dem wütenden Blick auf den kleinen Drachen, der sich zu seinen Füßen unter dem Todesstoß windet.

Flohnmarkt, das ist für mich eine Berufung. Ich lebe das.

„Das ist der heilige Georg. Mein aktueller Liebling. 230 Jahre alt“, sagt Patrica Wielgusch und mustert die drachentötende Statue unter der Decke fast zärtlich. Nein, man darf sich nicht wundern über ihre Wahl. Nicht hier. Hier ist alles erlaubt. Das

ist Münsters City-Floh-Dome, eine der ersten Adressen für Flohnmarkt-Süchtige und Antiquitätenliebhaber. Es ist das Ziel all jener, die „endlos auf der Suche sind“, so beschreibt es Inhaberin Patricia und muss lächeln über ihren Ausdruck. Die zierliche Frau hinter dem Tresen hingegen hat anscheinend gefunden, wonach sie immer gesucht hat. In einem entkernten Wohnhaus hat die 40-Jährige einen Ort geschaffen, der ein bisschen versteckt liegt, so als gehöre schon der Weg in den Floh-Dome zum großen Sachensucher-Spiel dazu.



Für Patricia, die heute rote Stiefelchen trägt und feine Perlenohrringe, ist schon vor vielen Jahren alles anders geworden. „Flohnmarkt, das ist für mich eine Berufung. Ich lebe das.“ So erklärt sie selbst ihre Liebe für all die Dinge, die zurückgelassen werden.

Und dann erzählt sie mit abwesendem Ausdruck von der Zeit, als sie, damals noch Studentin in Münster, den Hausrat ihrer verstorbenen Großmutter verkaufte und seitdem nicht mehr lassen konnte – nicht vom Weggeben und nicht vom Sammeln. Das Ergebnis ist mehr als ein Geschäft für Trödel, es ist ein Ort voller Fingerabdrücke und Fußspuren. Erinnerungen kleben hier wie Spinnweben in jeder Ecke. Trübe Brillen, beschlagene Koffer,

schmunzelnde Porzellanengel, uralte Hüte mit weiß-grauem Gamsbart haben ihren Weg in den Floh-Dome gefunden und wer anfängt zu stöbern in diesem Laden, endet zwangsläufig in einer von unzähligen unend-

Flohnmarkt, das ist für mich wie eine Sucht

lichen Geschichten. Denn jedes Ding hier hat einmal jemandem gehört, dessen Geschichte bereits zu Ende ist. „Ich komme und kaufe, wenn gerade jemand gegangen ist“, erklärt Patricia die andere Seite ihres Berufes. Den Entrümpelungs- und Verwertungsservice, wie es ganz unromantisch heißt. Dann wandert sie langsam durch die schmalen

Gänge in Richtung eines alten, gelb gefliesten Barock-Ofens und tätschelt die glatte Oberfläche. „Der hier kommt aus einem großen Gutshaus in der Nähe von Münster. Das alte Ehepaar, das dort gewohnt hat, lebte jenseits des Fortschritts.“ 290 Euro für ein Stück Nostalgie aus Porzellan und Stahl.

Patricia wirkt zu Hause, ganz bei sich. „Manchmal habe ich Angst, dass ich irgendwann aussehe, wie meine alten Gegenstände“, murmelt sie und wirft wie zum Trotz das dunkle, exakt geschnittene Haar in den Nacken. Dann schlendert sie weiter, streift mit der Hand den Kopf eines ausgestopften Fuchses und wiegt bei jedem Schritt durch ihre Räuberhöhle mit den Hüften im Takt der



70er Jahre Rockmusik, die aus einem tragbaren CD-Player herüber scheppert. „Eigentlich läuft hier etwas anderes“, sagt Patricia. „Mantrische Gesänge oder Musik aus dem Mittelalter.“

Bei ihren letzten Worten betritt eine junge Frau ganz in Schwarz den Laden. Sie bleibt gleich hinter der Türschwelle stehen und öffnet leicht den Mund, als wollte sie etwas sagen.

Doch dann dreht sie wortlos nach rechts ab und verschwindet zwischen einem rot gemusterten Perserteppich und einer kaputten Kuckucksuhr.

Der Wind weht eisig und riecht nach Brathähnchen vom Stand gegenüber.

Woher sie kommen weiß man nicht, was mit ihnen geschieht ebenso wenig. All diese Dinge hier geschichtet, getürmt, gestapelt, hergetragen oder gefahren in Koffern oder Kofferräumen. Und dazu ihre Hüter. Kommen Sie herüber, hierher, nun kommen Sie schon. Gute Handys, fast wie neu. Alle Marken, Akku drin. Woher? Gekauft hab ich die! Was soll das heißen – woher? Nun nehmen sie schon eins in die Hand. Und das Ladegerät dazu. Und wir haben eine Mikrowelle da. Nun schauen Sie doch und laufen nicht fort!

Es könnte regnen, tut es aber nicht. Noch nicht. Es ist Sonntag, Flohmarkt-Tag auf dem Ratio-

Parkplatz ganz im Süden von Münster. Obwohl ein kalter Wind durch die Standplanen pfeift und Wolkenberge sich rasch über den Himmel schieben, sind viele gekommen.

„Flohmarkt, das ist für mich wie eine Sucht“, sagt Ursula Heinemann nach ganz kurzer Denkpause. Sie sagt es mit Bestimmtheit und ein Strahlen zieht über ihr rundes Gesicht. Die wachen Au-

gen blicken über den Rand ihrer Brille hinweg und gleiten zum hundertsten Mal an diesem Tag über die hölzernen Setzkästen in der Auslage. Ursula verkauft Brillen, dazu ein paar Schals, ein paar Strümpfe, vor allem aber Brillen. „Hochwertige Ware, kein Ramsch. Da bin ich nicht für zu haben“, sagt sie nicht ohne Stolz. 7,50 Euro kosten die meisten. Sie muss allein zwölf verkaufen, um die Standmiete an diesem Tag

Flohmärkte in Münster

Flohdome

- * Wo: Schlauenstraße
- * Öffnungszeiten: Di. - Sa. 14.00 - 19.00 Uhr

Flohmarkt Ratio-Parkplatz

- * Wo: Albersloher Weg
- * Öffnungszeiten: unregelmäßig, So., 11.00 – 18.00 Uhr

wieder einzunehmen. „Das Geschäft im Winter geht gut. Doch da passiert etwas da draußen. Das Geld sitzt nicht mehr so locker. Ich glaube, die Leute haben Angst.“ Seid dem letzten Jahr sei das besonders deutlich, ergänzt sie und gedankenverloren drehen ihre Finger ein Plastikbrillengestell im Kreis herum. Doch Ursula ist glücklich hier, selbst wenn sie nicht reich werden wird mit ihren Brillen. „Ich habe versucht aufzuhören. Mein Mann hat eines Tages gesagt: Lass uns doch einfach zu Hause bleiben heute. Das ging nur einen halben Tag, dann sind wir ohne unseren Stand auf den Flohmarkt gefahren. Zum Gucken.“ Seit zwölf Jahren geht das jetzt so. Sonntag für Sonntag. Der Tag beginnt um 5.30 Uhr, denn wer so lange im Geschäft ist wie Ursula weiß, dass vieles schon vor der offiziellen Marköffnung um 11 Uhr den Besitzer wechselt. Und morgen? Da wird sie wieder im Büro sitzen zwischen bedrucktem Papier und Steuererklärungen verfassen. Denn Ursulas Sucht bricht nur an den Wochenenden aus, dazwischen steht ein anderes Leben. Eine Kundin ist näher getreten. „Eine Brille?! Ja sicher, wir haben nur Qualitätsware“, sagt Ursula mit einem Zwinkern und winkt zum Abschied mit dem Brillengestell in ihrer Hand.

Hinter jedem Ding eine Geschichte, hinter jedem Hüter eine weitere. Hier stehen sie nun: Die Geduldigen, Lauernden. Die kal-

ten Hände tief in den Taschen ihrer weiten Jacken vergraben, blicken sie ernst hervor hinter ihren Schätzen. Sie haben keine Eile. Vielleicht, ja vielleicht findet sich noch jemand, der eine alte Batterie verwerten kann? Oder ein Glas mit Riss? Warum muss es denn immer eine neue Hose sein? Hier gibt es eine alte für nen Euro. Fühlen Sie doch das gute Futter, obendrauf noch ne Hörspielkassette ohne Hülle und komm – ich gebe dir den Eierbecher als Geschenk. Was? Du willst nicht? Dann geh. Aber pack den schönen Steigbügel ein für deine Tochter. Ja, so ist es recht. Und sie blicken weiter starr geradeaus und rauchen und warten und hinter ihnen erheben sich die Baummarktwände hoch und kalt.

„Flohmarkt, das ist für mich - warten Sie - ich muss darüber nachdenken. Eine Therapie“, sagt Jasmina Lündig und jedes Wort hängt kurz wie kalter Atem in der Luft, bevor das nächste folgt. Ihre Auslage hat nichts gemein, mit den Auslagen links und rechts. Sie verkauft keine Technik, keine Kabel, keine Lederjacken aus China. Bei Jasmina ist alles ganz persönlich. Jedes Teil auf dem Tisch vor ihr, ist Teil ihrer Geschichte. Sie will den Blick nicht heben von den wenigen Dingen, schaut schnell weg nach jedem Satz und spricht doch langsam weiter. „Ich bin das erste Mal hier heute. Ich bin um 2 Uhr nachts aufgestanden.“ Sie nimmt einen kleinen Porzellanschwan in

die Hand und betrachtet ihn lange, bevor sie weiter spricht: „Es liegt auch an der Rente. Ich kann kaum davon leben. Und hier treffe ich Menschen, die mit mir reden.“ Sie stellt den Schwan auf die weiße Tischdecke über den Sperrholzbrettern zurück und blickt starr geradeaus.

Eine Tasse zerspringt auf den grauen Plastersteinen. Jetzt fängt einer an zu fluchen, hinweg über die langen Tapeziertischbahnen jault er und zischt und zetert. Das Geschnatter wird laut und wieder leise und braust von neuem auf. Ihre Füße sind kalt und ihre Finger sind steif. Und die Tropfen, die sie fürchten, werden schwer hoch über ihren Köpfen und machen sich bereit für den langen Weg hinunter.

Patricia Wielgusch drückt auf den Knopf des CD-Players und die Gitarrenklänge verstummen. Die junge Frau in schwarz bezahlt eine Kette aus grün gefleckten Plastikkieseln, 3 Euro, und verlässt stumm das Geschäft. Es wird ruhig in der Welt der Dinge. Patricia spaziert zum Lichtschalter hinüber und rückt auf dem Weg das Halstuch einer afrikanischen Marmorbüste ohne Arme zurecht. Als sie die Tür hinter sich schließt, bleibt der Floh-Dome mit seinen tausend Geschichten im Dunkeln zurück und über allem thront der heilige Georg mit gehobenem Schwert.

Münsteraner gehen ‚weltwärts‘

Saskia Niemeyer

Sie sind weltoffen und wollen sich selbst neu kennenlernen –
Die Jugendlichen eines Freiwilligendienstes

Unsere Welt wird immer kleiner. Die Menschen reisen so viel wie nie zuvor, die Deutschen sind Reise-Weltmeister. Kein Wunder, dass sich insbesondere die Jugendlichen für die weite Welt interessieren. Dass diese aber keineswegs eine heile ist, bleibt ihnen natürlich nicht verborgen. Die Medien führen uns täglich die Armut der Entwicklungsländer vor Augen. Die Transparenz der Welt rüttelt immer mehr Jugendliche auf. Sie wollen benachteiligten Menschen helfen.

Im Frühjahr 2007 rief das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ) den Freiwilligendienst ‚weltwärts‘ ins Leben. Seitdem steigt die Anzahl der interessierten Jugendlichen stetig. Mittlerweile schickt die Or-

Auch Jonathan aus Münster wählte den Weg über ‚weltwärts‘ ins Ausland. In der unüberschaubaren Anzahl an Entsendeorganisationen, gelangte Jonathan über die Internetseite ‚www.weltwaerts.de‘ an eine für ihn geeignete Adresse: Evangelischer Entwicklungsdienst (EED), eine der 300 von ‚weltwärts‘ geprüften und für sicher befundenen Entsendeorganisationen.

Der 6- 24-monatige Freiwilligendienst wird aus öffentlichen Mitteln finanziert. Die Teilnahme ist somit für die Jugendlichen kostenfrei. Sie bekommen außerdem monatlich ein Taschengeld von 150 Euro. Oft wird dieser Dienst auch als Alternative für einen Zivildienst genutzt. Ob es im Studium als Freisemester

möchte die Realität, die Armut erfahren und nicht nur das Studentenleben.“

Jonathan ist 20 Jahre alt und arbeitet für ein Jahr in San José, der Hauptstadt von Costa Rica für einen Radiosender namens ‚Voces Nuestras‘ (was soviel heißt, wie ‚Unsere Stimmen‘). Das Besondere an diesem Sender ist, dass er Einwohnern die Möglichkeit gibt, eigene Beiträge zu veröffentlichen. Er dient sozusagen als Sprachrohr der Menschen in Costa Rica.

In einem Interview berichtet Jonathan von seinen ersten Erfahrungen und Eindrücken in dem Entwicklungsland. Auf die Frage, warum sich Freiwillige gerade zu einem Entwicklungsjahr und nicht etwa beispielsweise für

nen, mit interkulturellen Prozessen umzugehen und mich selbst weiterentwickeln.“

„Hast du vor deiner Reise auch schon Entwicklungshilfe geleistet?“

„Nein, nicht wirklich. Darum bin ich jetzt vor Ort und werde diese eigene Erfahrung nutzen, um weiter im Entwicklungsbereich zu arbeiten.“

„Wenn man von Entwicklungshilfe hört, denkt man eher an Brückenbau und Bildungsprojekte. Warum arbeitest du bei einem Radiosender?“

„Der Freiwilligendienst hat meine Fähigkeiten als Gestalter sinnvoll mit etwas Nützlichem kombiniert. Ich habe hier sehr viele Freiheiten und kann über Missstände aufklären, zu gemeinsamen Projekten aufrufen und spiele oft den Übersetzer, wenn es um internationalen Austausch geht.“

„Du arbeitest 40 Stunden die Woche. Hast du denn noch

„Welche Vor- und Nachteile meinst du?“

„Ein Vorteil ist, dass die Touristen die Wirtschaft ankurbeln. Das Verkehrssystem wurde zum Beispiel ausgebaut. Ein erheblicher Nachteil ist allerdings, dass das Warenangebot stark unter dem westlichen Einfluss leidet: Die Preise steigen und die einheimischen Produkte verschwinden so langsam aus den Geschäften.“

„Hast du schon Freundschaften geschlossen?“

„Echte Freundschaften nicht. Ich bin ja auch erst seit drei Monaten hier. Ich unternehme allerdings sehr viel mit meinem Arbeitskollegen und einer Freiwilligen aus Hamburg.“

„Und die Frauen? Hast du dich schon von dem Charme der Latino-Frauen verführen lassen?“

Oder hast du zu Hause jemanden, der auf dich wartet?“

(lacht) „Nein, bisher habe ich nur Bekanntschaften geschlossen. Deshalb bin ich ja auch nicht hier. Aber was nicht ist, kann ja noch werden.“

„Was war dein aufregendstes oder ergreifendstes Erlebnis?“

„Eine erschreckende Erkenntnis ist, dass die Kriminalität hier sehr hoch ist. Von 20 Freiwilligen wurden schon 16 mit Waffen bedroht und ausgeraubt. Aber auch die Einwohner haben täglich mit dieser Kriminalität zu kämpfen und ziehen sich in ihre Häuser zurück.“

„Hast du auch schon Erfahrung

„Von 20 Freiwilligen wurden schon 16 mit Waffen bedroht und ausgeraubt!“

mit der Kriminalität gemacht?“

„Nein, zum Glück noch nicht.

Aber man hat es schon immer im Hinterkopf, wenn man nachts allein durch die Straßen läuft. In Deutschland habe



ganisation jährlich mehr als 10.000 Freiwillige in die Welt. Damit stellt sie eine Schnittstelle dar zwischen Jugendlichen und den Organisationen, die die Möglichkeit bieten ein entwicklungspolitisches Jahr im Ausland zu machen, den sogenannten Entsendeorganisationen.

oder Praktikum anerkannt wird, entscheiden die jeweiligen Universitäten selbst.

Jonathan hat seine Ausbildung als Gestaltungstechnischer Assistent abgeschlossen und will vor dem Studium noch einmal etwas anderes sehen. „Ein Auslandssemester wäre nicht das Gleiche. Ich

ein Auslands-Semester entscheiden, antwortet Jonathan Dulisch: „Ich bin in Nicaragua geboren und somit an den mittel- und südamerikanischen Kulturen nicht nur interessiert, sondern kenne auch die Missstände dort. Ich möchte nicht nur sehen, sondern auch helfen! Ich möchte ler-

Zeit, die Kultur und die Menschen kennen zu lernen?“

„Natürlich. Ich lebe schließlich mittendrin. Ich habe jeden Tag mit den Ticas (Costaricaner) zu tun und werde täglich mit den Vor- und Nachteilen der stark vom Tourismus geprägten Stadt konfrontiert.“



ich mich sicherer gefühlt.“

„Hast du manchmal Heimweh?“

„Heimweh hatte ich noch nicht. Dafür fühle ich mich zu wohl und habe zu viel zu tun.“ und fügt lachend dazu: „Ich habe höchstens mal daran gedacht, dass es doch mal wieder ganz nett wäre, für einen Tag – aber auch nicht länger – eine Winterjacke an zu ziehen.“

„Hast du während deines Aufenthaltes noch Zeit für Hobbys?“

„Ich nutze meine freie Arbeitseinteilung um mir das Land anzugucken. Man hat hier gute Verkehrsanbindungen in fast alle Regionen des Landes. So kann ich am Wochenende einfach mal einen Trip an den Karibischen- oder den Pazifischen-Ozean machen. Für einen Tages-Tripp kann man sich dann auch einen der vielen Vulkane oder Wasserfälle vornehmen.“

„Dann hast du deine Entscheidung, ein Entwicklungsjahr zu machen, nicht bereut?“

„Nein auf gar keinen Fall. Man entwickelt Sensibilität für die Probleme eines Dritte-Welt-Landes. Ich plane nach meiner Rückkehr meine Erlebnisse und Erfahrungen zu nutzen um mich weiterhin zu engagieren.“

„Was kannst du den interessierten Lesern für Tipps für das Aufnahme- Verfahren mit auf den Weg geben?“

„Ich habe einen Bewerbungsbogen mit Motivationsgründen abgeschickt und wurde nach ei-

nem Kennenlerngespräch in der EED-Zentrale in Bonn prompt angenommen. Wichtig ist aber, dass den Freiwilligen klar ist, dass es sich um globale Zusammenarbeit handelt. Einzelkämpfer, die die Einstellung haben, die Welt retten zu könne, sind hier fehl am Platz.“

„Vielen Dank für das Gespräch – Wir wünschen dir noch eine spannende und erfolgreiche Zeit in Costa Rica!“

Das Wichtigste in Kürze

Was habe ich davon, wenn ich mit 'weltwärts' ins Ausland gehe?

Die direkte Erfahrung mit interkulturellen Problemen fördert die eigene Persönlichkeit und das Verständnis für die Realität und Globalen Zusammenhänge.

Wer kann 'weltwärts' gehen?

Jugendliche im Alter von 18 bis 28 Jahren mit Hauptschul- oder Realschulabschluss mit abgeschlossener Berufsausbildung, Fachhochschulreife oder Allgemeinen Hochschulreife. Gute Sprachkenntnisse sind erwünscht.

Wo muss ich mich bewerben?

Bewerbungen werden direkt an die Organisation geschickt,

die bei 'weltwärts' gelistet sind – also nicht an 'weltwärts' direkt.

Kann ich selbst wählen, bei welchem Projekt ich mitwirken möchte?

Das Projekt kann nicht selbst ausgesucht werden. Die Freiwilligen werden nach ihren Vorkenntnissen einem geeigneten Projekt zugeteilt.

Was sind die Einsatzbereiche von 'weltwärts'?

Als Einsatzbereiche kommen alle entwicklungspolitischen Arbeitsfelder in Betracht, wie Bildung, Gesundheit, Landwirtschaft, Not- und Übergangshilfe, Umweltschutz, Wasser, Menschenrechte, Demokratieförderung, Jugendbeschäftigung oder auch Sport. Es geht darum, Armut zu bekämpfen, die Umwelt zu schützen, den Frieden zu sichern, Demokratie zu verwirklichen und Globalisierung gerecht zu gestalten.

Welche Kosten kommen auf mich zu?

Die Teilnahme ist kostenfrei. Flüge, Seminare, Unterkunft und Versicherungen werden von 'weltwärts' finanziert. Es wird allerdings erwartet, dass die Helfer vor ihrer Abreise das Projekt bekannt machen und Spenden sammeln.

Kann ich meine Bachelor-Arbeit im Rahmen von 'weltwärts' schreiben?

Nein, 'weltwärts' unterstützt keine wissenschaftlichen Arbeiten.

Das Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde

Lena Iker

...und das weiß besonders der Voltigierweltmeister Christoph Lensing

Vierfacher deutscher Meister, dreifacher Europameister, dreifacher Weltmeister - welch eine Bilanz! Je nach Sportart denkt man an Louis Hamilton oder die Squadra Azzurra. Stars und keineswegs Menschen des alltäglichen Lebens. Doch der Herr, der diese Bilanz sein Eigenen nennen kann, lebt nicht in einer Stadtvilla in München oder Berlin, sondern mit seiner Frau und zwei Kindern, auf einem Bauernhof im Münsterland. Er heißt Christoph Lensing und ist der erfolgreichste Einzelvoltigierer aller Zeiten.

Circa eine halbe Stunde von Münster entfernt, in der Bauernschaft Sellen, liegt der Bauernhof von Christoph Lensing. Es riecht nach frischer Landluft. Aus dem Stall klingt das Wiehern der Pferde. In der Stallgasse ist es stressig, acht Pferde verlangen nach Futter, treten unruhig von einem Bein auf das Andere. Sie wiehern. Es ist laut. Ein sportlicher mittelgroßer Mann, braune kurze Haare, blaue Augen, kleine runde Brille lässt sich davon nicht aus der Ruhe bringen und versorgt sie in aller Ruhe. In der Mitte der Stallungen spielen zwei Welpen. Alles wirkt etwas chaotisch. Zwischen

den Pferden, Hunden und dem jungen Mann wuselt ein kleines, etwa 10jähriges Mädchen herum, das mit einer Frisbee-Scheibe spielt. „Das ist bei uns immer so chaotisch, musste dir nichts draus machen.“, ruft der 38 Jahre junge Mann. Eigentlich waren wir schon vor einer viertel Stunde verabredet, aber gut Ding will Weile haben.

„Voltigieren ist mein Leben“

Durch die Stallungen hindurch nach hinten geht er in die Küche des alten Bauernhofs. Neben der Tür ein alter großer steinender Kamin, der jetzt als Überbau für einen modernen Elektroherd dient. Es ist gemütlich, auf dem Tisch selbst gebackene Plätzchen, dazu selbstgemachter Apfelsaft. Wir befinden uns in Rhede, einem kleinen Dorf nahe Borken. Wir schreiben das Jahr 1976. Der siebenjährige Christoph wird zu dieser Zeit jeden Sonntag von seinem Vater, einem passionierter Reiter, mit zum Reiterstammtisch genommen und während die Alten Herren gemütlich ein Bierchen tranken, zog es Christoph in die Reithalle, wo sonntags die Voltigierer trainierten. Angelockt von

der Musik und dem Wiehern der Pferde verfiel er der Mischung aus Turnen, Tanzen und Pferdesport, die den Jungen faszinierte. Mit sieben Jahren wurde so im Reitverein Rhede der Grundstein für seine spätere Karriere gelegt. Gilt Voltigieren weit verbreitet nur als „Mädchensport“, so war die Voltigiergruppe in Rhede eine Ausnahme. Hier trainierten mehr Jungs als Mädchen und auch deswegen kann sich Christoph rückblickend nicht an Hänseleien wegen seines Hobbies erinnern. „Klar, der ein oder andere Spruch war schon dabei, aber das erübrigte sich ja später.“ Und dabei grinst er, als wolle er sagen, denen habe ich es gezeigt.

Von Anfang an verfolgte Christoph das Motto „so'n bisschen Sport ist langweilig“ und wohl deswegen war der Leistungssport die einzig logische Konsequenz. In Kinder- und Jugendjahren trat Christoph mit seiner Voltigiergruppe aus Rhede unter anderem bei den Deutschen Meisterschaften an, wo sie sich konstant im Mittelfeld. Als er mit 16 alt genug war um auch als Einzelvoltigierer an den Start zu gehen, nutze er die Chance. Mit 18 fuhr er dann als Ersatz mit auf die Europameisterschaften

und im Jahr darauf, 1988, wurde Christoph das erste Mal und für alle überraschend bei der WM in Österreich Weltmeister.

Diese Überraschung steht ihm auch jetzt noch ins Gesicht geschrieben. Als hätte die damalige Situation ihn einfach überant und er wäre nach zehn Jahren plötzlich aufgewacht und Blick auf diese einmalige Karriere zurück, denn der erste Weltmeistertitel war erst der Anfang einer einmaligen Karriere. Innerhalb von acht Jahren wurde Christoph dreimal Weltmeister, zweimal Vizeweltmeister, dreimal Europameister, einmal Vizeeuropameister, viermal Deutscher Meister und fünfmal Vizedeutscher Meister.

In seiner Laufbahn als aktiver Voltigierer hat Christoph viel erlebt. Besonders in positiver Erinnerung geblieben ist ihm sein erster WM-Titel 1988, den er als totaler Außenseiter gewann und sein letzter WM-Titel 1996, mit dem er seine aktive Karriere beendete, „besser kann man ja nicht aufhören“. Er lächelt, und es wirkt als sitze er wieder auf seinem Pferd, als höre er die einsetzende Musik, als erinnere er sich an jeden Galoppschritt. Die Anspannung vor der Kür und die Erleichterung am Ende der Kür. Das rhythmische Klatschen der Zuschauer, die Siegerehrung. Auch die Frage nach seinen Niederlagen, lässt ihn diese Welt nicht verlassen, denn diese gabe es gar nicht wirklich. Der

einzigste kleine Wermutstropfen, die Weltreiterspiele in Stockholm: Dort wurde Christoph zweiter, mit einem tausendstel Rückstand, knapper geht es nun wirklich nicht. Während diese Niederlage ihn jedoch kaum zu berühren scheint, ärgert ihn ein ganz anderer Moment, der ihn



die Fäuste ballen lässt. Der zuvor so entspannte junge Mann wirkt plötzlich aufgewühlt und ungehalten. Er erzählt mit wütender Stimme von seinem zweiten Platz 1991 in Bern. Dieser war jedoch nicht ärgerlich, weil er gewinnen wollte, sondern weil er sich auf Platz drei sah und seinen Mitkonkurrenten und besten Freund Thomas Fisbaek auf Rang zwei. „Das war eine totale Fehlentscheidung der Richter, das war völlig falsch.“ Das sa-

hen die Richter jedoch anders, und so war dies das ärgerlichste Ergebnis in seiner Karriere, bei dem ihm sogar vor Wut die Tränen kamen. „Vielleicht ist das peinlich gewesen, mir war das egal in dem Moment.“, sagt er trotzig und wirkt fast ein bisschen eingeschnappt. Neben den Erlebnissen auf den großen Turnieren hat Christoph aber auch kuriose Geschichten anderer Art erlebt- zum Beispiel mit Thomas Gottschalk. Der lud Christoph 1996 in seine Show ein, und der Moderator selbst eröffnete damals die Sendung, indem er auf Aladin, dem damaligen Pferd von Christoph in die Halle einritt. Seine Augen glänzen voller Stolz. Aladin, das war sein Pferd, sein Baby. Es war eine ganz besondere Ehre, ein ganz besonderer Moment. Eine Bodybuilderin wettete damals mehr Aufsprünge auf ein galoppierendes Pferd zu schaffen als der amtierende Voltigierweltmeister. „Was für eine Schnappsidee. Bei meiner damaligen Leistung war doch klar, dass ich gewinnen würde.“ Er lehnt sich zurück, schüttelt den Kopf, lacht und wirkt dabei eher amüsiert als überheblich. Ein weiterer Titel in seiner Sammlung, so verschieden die Titel jedoch sind, eins haben sie alle gemeinsam - ein Preis der über Anerkennung hinaus ging war selten drin. Natürlich gab es Pokale, aber die richtigen Preisgelder blieben aus. Sein wertvollstes Geschenk als Weltmeister?

Ein Fahrrad, eine Trense, mal Putzzeug für das Pferd. Seinen Lebensunterhalt konnte er davon nie bestreiten, so ging er in seiner aktiven Zeit nebenbei als Physiotherapeut arbeiten, um sein „Hobby“ zu finanzieren und trat in diversen Shows auf, wo er Schaubilder darstellte. „Damals bin ich rumgekommen, ich war überall.“ Die Tourneen scheinen ihn zu fesseln. Das Gefühl von Freiheit, jeden Tag in einer anderen Halle, jeden Tag vor einem anderen Publikum. Es war die Abwechslung, die ihn faszinierte.

Frust kommt bei ihm aber nicht auf, wenn er seine Sportart mit populäreren Sportarten wie zum Beispiel Fußball vergleicht, denn Voltigieren wird langsam gesellschaftsfähiger. So berichtete sogar der WDR zwei Stunden von der letzten Weltmeisterschaft, und das freut den ehemaligen Weltmeister.

Aufgehört hat Christoph keineswegs weil sein Sport unpopulär oder nicht rentabel genug ist, vielmehr waren es gesundheitliche Gründe, die ihn zum aufhören zwangen. Vor allem durch die Bewegungsabläufe beim Voltigieren, werden die Gelenke stark beansprucht. Für ihn war es der richtige Moment. Er wirkt entschlossen und keinerlei Zweifel finden sich in seinem Gesicht. Er steht zu seiner Entscheidung. Heute gewinnt der Sport an Popularität. Viele Vereine investieren in ihre Voltigierabteilungen,

bauen sie aus. Die Meisterschaften finden nicht mehr auf abgelegenen Höfen statt, sie werden zum Event gemacht.und Christoph profitiert von seinen Erfolgen. Sein Name steht im Voltigiersport für Know-how und Können, so vertreibt er mit seiner Frau und einem Freund einen von ihm entwickelten speziellen Voltigiergurt, der dem Reiter mehr Halt gibt und schonender für das Pferd ist, gibt Lehrgänge, besitzt einen eigenen Hof und bildet dort Voltigierpferde aus. Nach seiner aktiven Voltigierzeit befindet sich Christoph Lensing nun auf einem weiteren Höhepunkt seiner einmaligen Karriere. Gemeinsam mit seiner Frau übernahm Christoph das Amt des Bundestrainers für das niederländische Voltigierteam. Zwölf Jahre nach seinem letzten WM-Titel hat das Voltigieren für Christoph Lensing nichts an Bedeutung verloren.

„Voltigieren ist mein Leben“, sagt er, als er die Küche verlässt und in Richtung der Stallungen geht. Im Hintergrund wiehern die Pferde, und als der die Stalltür öffnet, bleibt Christoph stehen. Er lässt seinen Blick schweifen, seine Augen glänzen. Er blickt rüber zu den Pferden. Neben ihren Boxen hängen alte Turnierschleifen. Seine Augen glänzen. Es scheint als tauche er noch einmal ab, in seine große Zeit. Die Musik setzt ein, die Kür beginnt und alles andere verliert an Bedeutung.

Voltigieren

Unter Voltigieren versteht man das Turnen auf Pferd das im Kreis an einer langen Leine geht, der Longe. Das Pferd wird dabei auf einem 15 Meter Durchmesser Voltigierzirkel geführt. Das Pferd läuft in den Gangarten Trab, Schritt und Galopp. Meist turnen ein bis drei Voltigierer gleichzeitig auf einem Pferd. Das Pferd ist ausgestattet mit einem Voltigiergurt, der mit zwei Handgriffen, einer Mittelschlaufe und zwei Fußschlaufen versehen ist. Zudem trägt das Pferd auf dem Rücken zum Schutz eine rutschfeste Voltigierdecke. Die Voltigierer tragen eng anliegende Anzüge und Turnschlappchen.

Voltigieren ist seit 1953 Turniersport, wurde aber erst 1981 als Sportart anerkannt. Seitdem finden regelmäßig internationale Gruppen- und Einzeltuniers statt.

Richter bewerten (aktiv!) die Voltigierkuren mit Punkten von null bis zehn. Es geht um den Schwierigkeitsgrad der in der Kür dargestellten Figuren und deren Ausführung.



„Was? Das ist Scheiße! Nee, warum. Nee lass mal, das mach ich dann selber. Ja!“ Titus Dittmann legt den Telefonhörer auf. Dieser kurze Gesprächsfetzen offenbart schon den Charakterzug, der ihn so weit gebracht hat. Der Geschäftsführer der Titus Rollsport GmbH in Münster ist dafür bekannt Normen und Konventionen anzuzweifeln und seinen eigenen Weg zu gehen. Durch sein Temperament hat er viel erreicht, aber auch viel wieder verloren. „Lieber tot als Zweiter“ war das Motto, das ihm beinahe den Ruin beschert hätte, doch ans Aufgeben denkt er noch lange nicht.

Auf den ersten Blick verursacht der in die Jahre gekommene Skater Verwirrung. Er verkörpert eine Mischung aus 16jährigem Lausbub und kühlem Manager. Auch mit fast 60 Jahren hat er dem Skateoutfit noch nicht abgeschworen. In Kapuzenpulli, weiter Jeans, Sneakers und Baseballcap sitzt er hinter seinem Schreibtisch, auf dem sich Unterlagen, Briefe und Kataloge zwischen PC und Telefon häufen. Die zahlreichen Wirtschaftspreise und Urkunden an den Wänden bezeugen zweifellos sein unternehmerisches Talent. Als er Anfang der Siebziger vom Westerwald nach Münster zog um Geographie und Sport auf Lehramt zu studieren, hätte er sich nicht träumen lassen, dass er hier einmal sesshaft wird. „Ursprünglich wollte ich jedes Se-

mester woanders studieren. Im Sommer in Kiel um ein bisschen Wassersport zu treiben, im Winter in München um den Schnee der Alpen in Reichweite zu haben“, sagt er grinsend. Doch es hat sich alles ein bisschen anders entwickelt als geplant.

Seine Examensarbeit zum Thema „Skateboards im Schulsportunterricht?“ war der Auslöser. Damals bemerkte er, dass es in ganz Deutschland, und das galt auch für das restliche Europa, keine Skateboards zu kaufen gab, und so nahm er die Beschaffung seiner Unterrichtsma-

„ Lieber tot als Zweiter “

terialien selbst in die Hände. Er flog 1980 nach Kalifornien und schmuggelte einen Koffer voller Skateboards nach Deutschland um seine Schüler zu versorgen. Gleichzeitig eröffnete er den ersten kleinen Skateboardladen in einem Münsteraner Keller. Mittlerweile sind aus diesem Laden eine große Skatehalle, Europas größter Skateversand für Zubehör und entsprechende Mode und bundesweit 30 Shops geworden.

Wegen „der geilen Kombination aus Provinzialität und städtischem Flair“ liegt ihm Münster noch heute am Herzen, und so stellte sich für ihn nie die Frage mit samt der Firma an einen prestigeträchtigeren Ort umzuziehen. Er wohnt noch heute mit seiner Frau Brigitta und seinem Sohn Julius am Rand von

Münster, mit eigenem See und eigener Autowerkstatt auf dem Grundstück. Doch mit Ruhe und Abgeschiedenheit hat dieser Ort nichts zu tun. „Wir machen öfters mal ne Party am See, dann springen wir da über Rampen mit BMX und Skatboards in den See oder ziehen uns mit Wakeboards einmal quer drüber.“ Titus lacht. In seiner Werkstatt daneben hat der leidenschaftliche Autoschrauber eine Sammlung von amerikanischen Muscledcars, also stark motorisierte Coupes und Cabrios, aus den 70er Jahren stehen, die er aber nur gelegentlich „zum um den Block fahren“ nutzt. „Mein Sohn und ich lieben es an Autos zu basteln. Einmal haben wir auch schon eine komplette Eigenkonstruktion zusammengeschrubt. Außerdem fahren wir beide regelmäßig Tourenwagen-Rennen mit.“ Sichtlich stolz verschränkt er die Arme vor der Brust. „Wir waren schon überall, am Nürburgring, in Spa, in Zandvoort und auch schon in Silverstone.“ Dies ist aber nur eines seiner zahlreichen, zum Teil riskanten, Hobbies. Neben den Autorennen gehören auch Snowboarden, Skateboarden und Fallschirmspringen zu seinen liebsten Freizeitaktivitäten und so gut wie jede andere Fun-, oder Extremsportart hat er zumindest schon ausprobiert. Kreativität spielt hierbei eine große Rolle. So ist er zum Beispiel im August 2008, nach langwieriger

gen Vorbereitungen, auf den Gipfel des Kilimandscharo in Tansania gestiegen. In fast 6000 Metern Höhe machte er dann einen Kickflip mit seinem Skateboard um dafür einen Eintrag in das Guinnessbuch der Rekorde zu erhalten. Der Titel für „den höchsten Kickflip der Welt“ steht seit dem ihm zu.

„Ich weiß nicht, warum Menschen immer die Ruhe zum Abschalten suchen.“

Trotzdem bezeichnet Titus sich selbst als „richtigen Angstschisser“. Aber „je besser man seine Grenzen kennt, desto besser kann man sich selbst einschätzen und das führt dazu, dass man sicherer lebt“ sagt er und grinst schelmisch. „Der Mensch lässt sich viel zu leicht von Vorurteilen leiten. Ich bilde mir lieber mein eigenes Urteil und dazu muss ich Erfahrungen sammeln. Das gilt aber nicht nur bei Extremsportarten, sondern allgemein im Leben.“ Zufrieden mit seiner Aussage lehnt er sich in seinen Sessel zurück und denkt kurz nach. „Ich weiß auch nicht, warum Menschen immer die Ruhe zum Abschalten suchen. Wenn ich Ruhe habe, denke ich doch erst recht über meine Sorgen nach. Für mich ist die Reaktion des Körpers in Risikosituationen erholsam.“

Mit seiner Frau ist er nach wie vor glücklich verheiratet und wenn sie sich an seinen Hobbies stören würde, „hätte sie ja 40

Jahre Zeit gehabt sich einen gemütlicheren Typen zu suchen“ Titus lacht laut. „Ich bin ja inzwischen schon etwas ruhiger geworden, aber ich war ja auch jahrzehntelang unerträglich.“

Anfang Dezember wird er sechzig Jahre alt. An seinen Einstellungen hat sich aber in all den Jahren nicht viel geändert. Da Konventionen von Menschen gemacht werden, hinterfragt er sie grundsätzlich. Er versucht ständig an Normen zu kratzen und eigene Wege zu erschließen. „Wenn ich dadurch nicht gerade zum Gesetzesbrecher werde, versuche ich nach wie vor Regeln, in denen ich keinen Sinn sehe, zu umgehen oder zu ändern“, sagt er ernst. Groß feiern wird er seinen Geburtstag dieses Jahr nicht. „Ich flüchte mit meiner Frau nach Ägypten“, kündigt er an, „außerdem hab ich es an meinem 50. Geburtstag mit 500 Gästen krachen lassen und die Leute erwarten ja immer eine Steigerung. Das ist inzwischen aber auch eine finanzielle Sache.“

Finanziell hat es bei Titus in der Tat schon besser ausgesehen. Im Jahr 2002 entschloss er sich, nach eigenen Angaben etwas „blauäugig“, dazu aus seiner Firma eine AG zu machen, und dies hätte beinahe zum Ruin geführt. Vor zwei Jahren schmiss er dann alles Geld, was er hatte, zusammen und kaufte alle Aktien für einen sechsstelligen Betrag zurück. „Die Macht bei

Titus hatten auf einmal die Investoren, die Banker und die externen Berater. Die wollten dann alles zerlegen“, erzählt er betroffen. Damit kam sein Ego nicht zurecht und so entschloss er sich mit 58 Jahren, alles was sich er bis dato erarbeitet hatte, wieder in die Firma zu stecken. Heute ist Titus Rollsport wieder eine GmbH und er, zusammen mit seiner Frau, Geschäftsführer. Wütend auf sich selbst ist er aber nicht. „Man kann sich über wohlüberlegte Entscheidungen, die man getroffen hat, nicht ärgern“, erklärt er, „weil sie in dem Moment, in dem man sie gefällt hat, Sinn gemacht haben und in die Zukunft kann niemand von uns schauen.“

„Man kann sich über Entscheidungen, die man getroffen hat, nicht ärgern.“

An der Wand hängen Fotos auf denen er unter anderem mit Franz Müntefering, Wolfgang Clement oder Kurt Beck posiert. „Ich lasse mich aber keiner Partei zuordnen. Dann müsste ich mich ja irgend so einem scheiß Parteikonzept unterordnen und das wäre der Anfang vom Ende.“ Er gestikuliert wild. „Außerdem habe ich so ohne Partei eine bessere Verhandlungsposition bei allen Politikern.“ Und die braucht er des Öfteren. Titus ist nämlich neben seiner Rolle als Geschäftsführer auch in der Jugendförderung sehr aktiv. Er hat verschiedene Vereine gegrün-

det, die sozial schwache Kinder unterstützen, betreuen und von der Straße holen, für die er regelmäßig auf Spendenjagd geht.

„Mutter Theresa war auch nicht selbstlos.“

Neben den Fotos hängt der „Wirtschaftspreis der Stadt Münster“, wiederum daneben eine Auszeichnung des Manager-Magazins: „Europas Entrepreneur 2001“. Stolz nimmt er eine gerahmte Urkunde von der Wand: „Und hier“ sagt er, „ich bin auch Senator ehrenhalber für hervorragende Verdienste im Mittelstand.“ Das so etwas aber doch eigentlich konträr zu seiner ständig propagierten Haltung als Revoluzzer gegen das Establishment sei, sieht er nicht so. „Das gehört genauso zum an den Normen kratzen. Sonst würde ich mir ja wiederum von der Szene diktieren lassen, was ich zu tun und zu lassen habe.“ Leichte Verunsicherung ist ihm ins Gesicht geschrieben. „Dort

geehrt zu werden empfinde ich schon als reizvoll. Ich bin stolz, dass ich auch in der etablierten Gesellschaft, ohne mich zu verbiegen, Akzeptanz gefunden habe, und Akzeptanz ist die höchste Auszeichnung, die man bekommen kann. Ich bin dort quasi Lobbyist der pubertierenden Rotzlöffel, die deren Wände bunt beschmieren. Ich bin in den elitärsten Kreisen unterwegs um dort Denkweisen zu ändern.“ Er runzelt die Stirn.

Deswegen glaubt er auch nicht dadurch an Ansehen innerhalb der Szene eingebüßt zu haben. Er hat sein Leben lang immer nur das gemacht, was er machen wollte, „und das hat den Leuten meistens auch gefallen“ behauptet Titus. Im Endeffekt ginge es im Leben nur um Anerkennung und Respekt, das sei seine Triebfeder und nicht

„diese Menschen haben nur ein stärkeres Verlangen nach Anerkennung. Mutter Theresa war auch nicht selbstlos. Die wollte einfach nur die geilste Wolke im Himmel bekommen und deswegen war sie so sozial unterwegs. Jetzt sitzt sie da oben auf ihrer Logen-Wolke und freut sich.“ So handhabt er das nun auch. Bei seinen Veranstaltungen erhält



Foto: www.titus.de

Geld. „Es gibt für mich nichts geileres als auf einer Bühne zu stehen und alle klatschen für mich“, sagt er euphorisch. „das Schlimmste, was mir passieren könnte, wäre, wenn alle pfeifen und ‘Hau ab du Arsch’ zu mir rufen würden.“

In Sachen Ehrenamt und sozialem Engagement vertritt er eine wohl eher unkonventionelle Position. „Es gibt keine selbstlosen Menschen, die aus reinem Goodwill handeln“, sagt er überzeugt,

„der gute Zweck“ das Geld und er die Anerkennung. Da können doch beide glücklich sein.

Das Telefon klingelt und er schreckt auf. „Sorry, ich muss jetzt wieder ran“, sagt er. „Nein, auf keinen Fall. Warte, ich komm kurz vorbei und mach das selbst.“ Vermutlich hat einer seiner Angestellten einen zu konventionellen Weg für irgendetwas gewählt. Er springt auf und verlässt sein Büro.

David Garrett begeistert Münster

Erika van der Rhee

In schwarzem Pulli, die Kapuze fast über die Augen gezogen. Das Publikum bewahrt die Ruhe auch dann, als der Musiker David Garrett beim Konzertsaal am Hindenburgplatz ankommt.

Ab 19 Uhr strömen die gut gekleideten Konzertbesucher, vor allem mittleren Alters herein. Kennt das Publikum den Künstler und seine Musik eigentlich? Elke (20): „Seine Musik kenne ich eigentlich gar nicht. Ich habe ihn im Fernsehen gesehen. Er sieht gut aus und ein Konzert für nur acht Euro, dass wollte ich nicht auslassen.“

Der Saal füllt sich langsam. Stimmengewirr tönt herauf, Programmhefte werden studiert. Und dann ist es soweit. Die ukrainische Pianistin Milana Chernyavska und David Garrett betreten das Podium. Garrett jetzt in klassischem schwarzem Anzug. Das Spiel fängt mit der Sonate für Klavier und Violine Nummer 10 in G-Dur opus 96 von Ludwig van Beethoven an. Die Noten reihen sich aneinander, ohne je in einen Wirrwarr zu entraten. Das Publikum dankt dem Musiker mit einem Beifall. Als Zweite steht der 3. Satz aus der F.A.E. (frei aber einsam) Sonate für Violine und Klavier in c-Moll opus 45 auf dem Programm. Mittels abwechselnder Tempi führt er, die langen blonden Haare in einem Pferdeschwanz, die Zuhörer mit durch

die musikalische Geschichte. Das Publikum zeigt sich begeistert. Hier und da äußert sich jemand mit einem „Wow“. Pause.



Ulrike (25) ist total begeistert über die Geschwindigkeit, mit der seine Finger über die Saiten fliegen. „Unglaublich, wie er da steht. So entspannt, während die Musik aufregt und wieder zur Ruhe kommt.“

Nach der Pause folgt die Sonate für Violine und Klavier in c-Moll opus 45 von Edvard Grieg. In diesem Werk erweisen Garrett und Chernyavska sich als eine musikalische Einheit. Garrett zeigt seine Fähigkeit, durch eine Abwechslung von streichen und zupfen. Trotz der Geschwindigkeit bleibt jede einzelne Note hörbar. Die zwei großen Ringe an seiner rechten Hand funkeln im Licht. Das Publikum wirkt jetzt sehr begeistert.

Dann folgt das letzte Werk dieses Abends, ein Stück des spanischen Komponisten Pablo de Sarasate. Vor allem langsame Teile dieses Mal. Mit einigen Nachschlägen bringt Garrett das Publikum zum Lachen. Nach einer langen musikalischen Bewegung, von hoch bis tief ohne dabei eine Note zu überspringen, fängt das Stück wieder von vorne an. Jetzt ist das Publikum total außer sich vor Freude. Beifall, Rufen, auf den Fingern pfeifen. Eine Zugabe ist die Folge. Zwei Melodien gleichzeitig, Triller, eine sehr rasche Abwechslung von streichen und zupfen, ein Stück mit vielen musikalischen Glanzleistungen. Auch dieses Mal antwortet das Publikum mit einem großen Beifall mit einer zweiten Zugabe zur Folge. Dann ist das Konzert vorbei. Für die echte Bewunderer aber noch nicht. In der Halle sammeln sich die Fans. In einigen Minuten wird David Garrett hier signieren. Da ist er. In Pulli mit Kapuze, fransigem Jeans und poppigen Turnschuhen setzt er sich an den Tisch. Eine lange Halskette mit Totenköpfen, dasselbe Bild auf dem T-Shirt. Mit einer Geschwindigkeit, mit der er auch die Violine spielt, krakelt er eine Unterschrift auf die CDs.

Draußen noch eine Zigarette. Und dann, in schwarzem Pulli, die Kapuze fast über die Augen, ist er weg.

Bildquelle: www.umg.com.hk/admin/upload/umg_news_photos/20071030143711_3.jpg

Münster, go fuckin` crazy

Florian Berghold

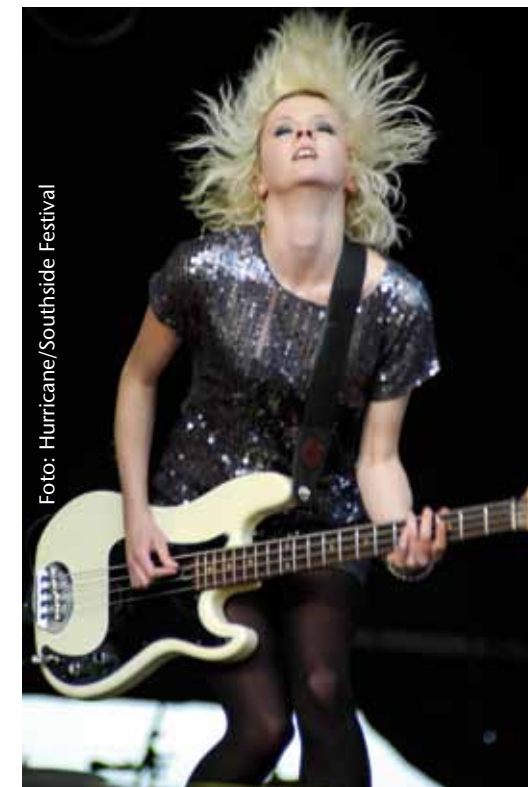
Billy Lynn flucht vor jedem Lied ins Mikrofon, und Münster jubelt. An diesem Abend ist es den Betreibern des Skaters Palace wieder einmal gelungen, sich einen Hochkaräter ins Haus zu holen. „The Subways“, eine dreiköpfige Band aus dem Londoner Vorort Welwyn Garden City, sind in der Indie-Szene mittlerweile eine fester Begriff. Auf ihrer aktuellen Deutschland-Tour „All or nothing“ haben Schlagzeuger Josh Morgan, Sänger Billy Lynn und die mit ihm verlobte Bassistin Charlotte Cooper auch in Münster Halt gemacht. Durch ihren wohl berühmtesten Hit „Rock & Roll Queen“, der nicht zuletzt durch die Verwendung in einem Fernsehspot schnell an Popularität gewann, spielten sie sich in die Herzen zahlreicher Indie-Fans. Und so ist es nicht verwunderlich, dass sie auch diesen Abend wieder vor einer ausverkauften Halle spielen.

Das Publikum ist recht jung und extrem feierwillig. Schon bei der Vorband „Trip Fontaine“ aus Sachsenhausen, sind Plätze direkt vor der Bühne Mangelware. Nach etwa vierzig Minuten haben die Sachsenhausener die Zuschauer ordentlich auf Temperatur gebracht und geben die Bühne frei.

Nach längerer Pause betreten dann endlich die Rock-Protago-

nisten das Geschehen. Die nur spärlich bekleidete Charlotte und Billy, der sich von Anfang an gegen einen bedeckten Oberkörper entschieden hat, sorgen nicht nur optisch bei den Fans für ausgelassene Stimmung. Als die ersten Töne des Eröffnungslieds „Kalifornia“ erklingen, ist die Masse nicht mehr zu bremsen und die wiederholte Aufforderung „Münster, go fuckin` crazy“ wird tadellos umgesetzt.

Lynn gibt bei jedem Lied Vollgas und verlangt vom Publikum ebenso viel Engagement. Sobald die Stimmung auch nur ansatzweise nachlassen zu scheint, animiert



er die Fans gekonnt mit seiner krächzigen Stimme. Der dagegen schon fast piepsige erscheinende Gesang der Backgroundsängerin

Charlotte sorgt dabei für einen aufregenden Kontrast, der an einen Wettstreit zwischen Gut und Böse erinnert. Trotz eines Minimalaufgebotes an Instrumenten, also Gitarre, Bass und Schlagzeug, gelingt es der Band, mittels überraschender Tempowechsel, Breaks und Soli immer wieder für Abwechslung zu sorgen. Wer bei den Liedern „Oh Yeah“ und „I want to hear what you have got to say“ schon mit dem Zenit der Stimmung gerechnet hat, sollte durch das Finale mit dem Klassiker „Rock & Roll Queen“ eines besseren belehrt werden. Das auf neun Minuten ausgedehnte Lied ist der unangefochtene Höhepunkt des Abends. Das Publikum mobilisiert noch einmal die letzten Reserven.

Auch wenn das Konzert gerade mal sechzig Minuten gedauert hat, haben „The Subways“ dem Publikum alles abgefordert und für eine schwer zu überbietende Live-Performance gesorgt. Die Lieder hätten zwar hin und wieder etwas variiert dargebracht werden können anstatt der dem Album eins zu eins entsprechenden Versionen, insgesamt war die Veranstaltung aber auch den etwas hohen

Eintrittspreis von neunzehn Euro allemal wert. Befund: The Subways go fuckin` crazy.

Miyagi – Hydraulic Son

Thomas Eßer



Miyagi. So heißt die Band, die seit Ende 2004 für raffinierten Indie-Rock-Pop-Sound aus Münster steht, wenn sich der Stil der fünf Jungs überhaupt so klar einordnen lässt. Die Einteilung in ein bestimmtes Genre stellt den Hörer nämlich vor eine nicht ganz so einfache Aufgabe. Die Musik der Münsteraner verkörpert eine Bandbreite, die von Brit Pop mit Jazz Elementen bis hin zum Surf Rock der 60er Jahre reicht.

Die Band um Sänger Stefan Matysick hat bereits im Vorprogramm einer Reihe internationaler Bands wie The Jakpot aus Großbritannien oder You Say Party! We Say Die! aus Kanada gespielt. Nach 2 EP's hat sie nun auch ihr erstes Album raus gebracht. Hydraulic Son heißt es und besticht mit einem abwechslungsreichen Mix aus schnellen, tanzbaren und ruhigen, melancholischen Stücken. Die Platte überrascht den Hörer

übrigens mit Stimmen aus dem Tierreich. Der erste Song beginnt nämlich mit dem Zirpen von Grillen. „The Whale“ heißt das Lied und ist eines der ruhigeren des Münsteraner Quintetts. Es geht fließend über in den Titelsong des Albums „Hydraulic Son“. In diesem Stück, übrigens mit knapp fünfeinhalb Minuten das längste der CD, gelingt es der Band eine melancholische Stimmung zu erzeugen und gleichzeitig tanzbare Rhythmen

vorzulegen. Song Nummer drei, „M.E.G.A.N.“, überzeugt durch einen anspruchsvollen Instrumentalteil in der Mitte des Stückes, der aber recht langatmig wirkt. Diese Wirkung ist aber nur von kurzer Dauer, denn spätestens beim vierten Song „Whatever 2.0“ wird jeder Hörer durch schnellen Indie-Rock wieder wachgerüttelt. Die folgenden Stücke „How to do it“ und „Bad Penny“ überzeugen durch gute Texte in guter alter Songwriter-Manier gepaart mit eingängigen Melodien und Rhythmen. Etwas komplizierter ist da schon „Shoot, Shoot“. Dieses Lied entfernt sich ein wenig vom Melodisch Poppigen und wirkt experimenteller. In seinem Verlauf steigert es sich immer mehr einem fast schon dramatischen Höhepunkt entgegen. Mit dem folgenden Song sprechen die Münsteraner aber direkt wieder ein weitaus breiteres Publikum an. „Chimes“ heißt das Stück, bei dem Fans des klassischen Pop Rocks voll auf ihre Kosten kommen. Welche musikalische Bandbreite Miyagi bedient, zeigt sich eindrucksvoll im nächsten Lied, das auf den ersten Blick so gar nicht zum vorhergehenden passen will. Der neunte Song des Albums mit dem Titel „Misery/Battery“ verkörpert in Strophe und Refrain den Facettenreichtum der Band. Die Strophen kommen ruhig, beinahe schon melancholisch daher. Demgegenüber

steht der Refrain, der schnell, unruhig ja beinahe schon hysterisch klingt und sicherlich nichts für schwache Nerven ist. Der, zumindest offiziell, letzte Song von Hydraulic Son „(Kill me at the) Pony Ranch“ erinnert dann schon wieder an recht klassischen Indie-Pop. Eigentlich rundet der Song die Platte hervorragend ab und stellt ein gelungenes Ende dar. Aber Pustekuchen, nix Ende! Hat der Hörer nämlich noch einige Sekunden Geduld und nimmt die Scheibe nicht sofort nach dem letzten

Ton aus seinem CD Player, folgt noch ein Hidden Track. „Ice Cream“ heißt er und haut zum, nun wirklich aber endgültigen Abschluss eines wahrlich untypischen Indie-Albums, noch einmal richtig auf die Pauke. Gerade die instrumentelle Vielfalt der fünf Jungs und die markante Stimme ihres Sängers Stefan Matysick sind es, die Miyagi von anderen Indie Bands unterscheidet. Wer auf guten Indie-Rock-Pop steht, aber auch bereit ist, sich auf das ein oder andere musikalische Experiment einzulassen, dem sei Hydraulic Son wärmstens empfohlen.



Hört, Ihr Herrn, und lasst Euch sagen...

Sarah Sassenhagen

Münster, 1658.

Es ist Nacht. Stockfinster legt sie sich über die Stadt. Die Straßen sind menschenleer. Niemand ist mehr auf den Beinen. Niemand, außer einem: dem Nachtwächter. In einen schwarzen Umhang gehüllt wandelt er über die ihm vertrauten Wege. Das Einzige, was die Nacht erhellte, ist die Laterne in seiner Hand. Es ist kalt. In den Häusern, die er auf seinem Rundgang passiert, brennen knackend Feuer in den Kaminen und Öfen. Immer wieder sieht er sich die Gebäude näher an, immer wieder gibt er Acht darauf, dass nirgendwo ein Feuer ausbricht und womöglich die Stadt gefährdet. Denn er ist es, dem die Menschen ihr Schicksal in die Hände legen, sobald sie zu Bett gegangen sind.

Sein Ruf schallt durch die Straßen und Gassen:

„Hört, Ihr Herrn, und lasst Euch sagen unsere Glock' hat neun geschlagen! Wahret das Feuer und das Licht, Dass dem Haus kein Leid geschicht! Menschen wachen kann nichts nützen, Gott muss wachen, Gott muss schützen Herr, durch deine Güte und Macht schenk uns eine gute Nacht!“

Auf seinem Weg muss er stets auf der Hut sein vor im Weg liegendem Abfall, vor Schweinen, Ratten und anderem Getier. Es ist kein angenehmer Geruch, der seinen Rundgang begleitet. Und doch ist er froh, dass er in der Nacht arbeiten kann. Denn

am Tage verstärkt der Strahl der Sonne den Gestank und beim Überqueren der Straße könnte er sich nie sicher sein, ob ihn nicht der aus dem Fenster geworfene Unrat auf den Kopf trifft.

Zufrieden wandert er weiter durch die finstere Nacht. An einem der näher gelegenen Gebäude hört er lautes Gezeter. Es klingt wie ein Kind. Aber zu dieser Zeit? Er eilt zu ihm. Mit der Hellebarde, einem manns-großen Speer, in seiner Hand sorgt er für Ruhe und Ordnung. Doch als er die Stelle erreicht, stellt sich heraus, dass es nur eine Katze ist, die schreit. Mit dem Stiel seiner Hellebarde verscheucht er sie und setzt seinen Gang durch das barocke Münster fort.

Münster, 2008.

Im Rathausinnenhof steht eine zehnköpfige Gruppe junger Menschen und wartet auf den Nachtwächter. Wie dem 17. Jahrhundert entsprungen baut er sich vor ihnen auf. An neun Stationen zeigt er, was Münster weltweit so bekannt gemacht hat und welchen Einfluss damalige Entscheidungen noch auf das heutige Leben haben. Ja, es gibt sie auch heute noch, die Nachtwächter, jedoch verbringen sie ihre Nächte nicht mehr damit auf den Straßen für Schutz, Ruhe und Ordnung zu sorgen, sondern sind vom Veranstalter StattReisen engagiert historische Stadtrundgänge zu

leiten. Vor fünf Jahren wurde der Nachtwächterrundgang eingeführt und gehört seitdem fest zum Münsteraner Kulturprogramm.

Heute üben zehn Männer diesen Nebenjob in Münster aus. Ein Pionier der ersten Nachtwächtertage der Neuzeit ist Lothar Böntrup. Der 56-jährige Diplomingenieur für Elektrotechnik begann vor fünf Jahren dieses außergewöhnliche Hobby, als eine Freundin, die zuständig für die Konzipierung des Rundgangs war, ihn darum bat. In einen schwarzen Umhang gehüllt, mit Schnabelschuhen an den Füßen, einer Laterne in der linken und einer Hellebarde in der rechten Hand geht er auf die Teilnehmer seines Rundgangs zu. „Die Nachtwächter sehen nicht uniform aus. Insgesamt gibt es jetzt zehn, die alle auch ein unterschiedliches Outfit haben“, sagt Lothar Böntrup, der seinem ursprünglichen Kostüm eine Holzlaterne und die Schnabelschuhe hinzufügte.

Das Kostüm und ein Skript mit vorverfassten Texten liefert der Veranstalter, bevor die Nachtwächter ihren ersten Rundgang antreten. Doch der 56-jährige Diplomingenieur für Elektrotechnik weiß, dass das nicht ausreicht. „Sinn macht es schon, wenn man sich auch für die Stadtgeschichte interessiert, weil von den Menschen, die mitgehen auch mal gefragt wird: ‚Was hat das für eine historische Be-

wandtnis?‘. Allein den Text auswendig zu lernen, klappt also nicht.“

Routiniert geht er mit den Teilnehmern die zwei Kilometer lange Strecke durch Münster, die im Winter besonders schwer für ihn ist, da drei der neun Stationen über den Weihnachtsmarkt führen und es da nicht immer leicht ist eine Gruppe beisammen zu halten. Eine seiner liebsten Stationen ist die an der Überwasserkirche. Dort spricht er vor den Leuten von der Umweltverschmutzung, die im barocken Münster an der Tagesordnung war. Er spricht darüber, „dass man früher alles so gedankenlos weggeworfen hat und dass das dann gestunken hat. Dass das Pest, Typhus und Cholera ausgelöst hat, war völlig egal. Und heute gibt es da in vielen Dingen eine ebensolche Tendenz.“ Überhaupt sind für Lothar Böntrup die Vergleiche und Parallelen zwischen der damaligen Zeit und der heutigen von großem Interesse. Zum Beispiel wurden Metzger damals schwer bestraft, wenn sie vergammeltes Fleisch mit Kräutern wieder schmackhaft machten. Oder aber folgendes Beispiel: „Die Täufer haben, als sie zwei Jahre hier waren, die Folterstrafe abgeschafft, weil unter Folter jeder das gesteht, was die Folterknechte hören wollen. Wenn ich dann sehe, dass die amerikanische Regierung in Guantanamo so etwas heute

noch durchführt mit völlig unsinnigen Ergebnissen: Das ist für mich interessant herauszuarbeiten.“

Doch in erster Linie soll es natürlich um die Zeit gehen, in der die Rolle des Nachtwächters angesiedelt ist und um dessen Arbeit. Der Mann mit dem weißen Bart weiß, dass es eine verantwortungsvolle Aufgabe war: „Der Nachtwächter hatte für Ruhe und Ordnung zu sorgen und aufs Feuer aufzupassen, so dass nicht unbemerkt ein Brand ausbrechen konnte.“ Das war in allen Städten so, aber einen anderen Ort als Münster kann er sich beim besten Willen als Heimat nicht vorstellen. Denn seine Familie lebt schon sehr lange hier – genauso wie er selbst. Was den Reiz an Münster für ihn ausmacht, beschreibt Lothar Böntrup so: „Ich finde einfach, Münster hat das Flair einer Großstadt und den Charme einer Kleinstadt.“ Auf die Frage, was er an der vergangenen Zeit so möge, antwortet Lothar Böntrup ohne langes Zögern: „Ich weiß nicht, ob ich die Zeit unbedingt lieben könnte. Lebenserwartung von 35 Jahren. Mit zwölf wurden die Mädchen verheiratet, mit 14 die Jungen. Eine entbehrungsreiche Zeit.“

Und doch zögerte er vor fünf Jahren keineswegs, diesen Nebenjob anzunehmen. Schließlich hatte er schon lange nach so einer Tätigkeit gesucht. Generell

kann sich heute jeder als Nachtwächter bewerben, wenn er sich in einer Probeveranstaltung bewährt.

Als Lothar Böntrup seinen ersten Nachtwächterrundgang antrat, war er weder routiniert noch gut vorbereitet. „Es war furchtbar“, sagt der 56-Jährige. „Ich war in der Vorbereitung noch nicht so weit. Meine Nachtwächterkollegen sind alle ausgefallen.“ Lächelnd erinnert er sich daran zurück, dass doch alles geklappt hat. Wusste er auch noch nicht so genau Bescheid über das historische Münster wie heute, so meisterte er seinen ersten Abend vor 50 Leuten doch irgendwie. Und obwohl er sich daran gewöhnt hat, vor vielen Menschen zu sprechen, so ist er vor einem Rundgang immer noch nervös. „Ich weiß nie, was für eine Gruppe das ist. Wenn man die erste Station gemacht hat, kann man sie einschätzen. Dann ist das Kribbeln weitestgehend weg. Aber vorher bin ich schon nervös.“ Kein Wunder: Seine Klienten sind immer wieder unterschiedlich – von Betriebsausflüglern bis hin zu Mitarbeitern verschiedener Bischöfe.

An einen Rundgang denkt der Diplomingenieur sehr gerne zurück: „Und zwar hat ein junger Mann einem Mädchen zum Valentinstag einen Nachtwächterrundgang als romantische Führung geschenkt. Der hat denen sehr gut gefallen und die beiden sind dann tatsächlich

zusammengekommen.“

In seinem alltäglichen Beruf hat er ebenfalls viel mit Menschen zu tun, er führt als selbstständiger Diplomingenieur für Elektrotechnik Energieberatungen durch.

Obwohl er seinen Beruf liebt, ist das Nachtwächter-Sein eine willkommene Möglichkeit der Entspannung und Abwechslung. Genau das sollte ein Rundgang auch für die Teilnehmer sein, die sich in die Zeit zurückversetzen lassen. Und doch sollten sie auch ein wenig Wissen und Verständnis für die Welt des Barocks mitnehmen.

Münster, 1658.

Langsam weicht das Dunkel der Nacht dem seichten Orange des Morgengrauens. Die Tore der Stadt werden geöffnet, bald herrscht reges Treiben auf Münsters Straßen und der Mann mit dem schwarzen Umhang beendet seinen letzten Rundgang mit der Strophe

„Alle Sternlein müssen
schwinden
Und der Tag wird sich einfinden;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat so väterlich bedacht.“

Der Nachtwächter hat seine Arbeit getan. Die Nachtwache ist vorbei. Er bläst das Licht seiner Lampe aus und geht erschöpft, aber glücklich nach Hause.



Fünf Fragen an Dennis Grote

Gerade einmal 22 Jahre ist er alt, dieser Mittelfeldspieler beim VFL Bochum und zweitjüngste im Kader. Der 1,80m große junge Mann mit der Rückennummer 19 gilt in der Bundesliga als frech, hungrig, kaltschnäuzig, agil, schnell, durchsetzungsfähig und technisch versiert. Er bietet fußballtechnisch gesehen also das komplette „Rund- um- glücklich-Paket“.

Wie bist du zum Profifußball gekommen?

Mein Vater hatte mich ursprünglich bei den Mini-Kickers in Kaiserslautern angemeldet. Als wir ins Münsterland gezogen sind, hab ich zunächst beim Regionalligisten Vorwärts Wettringen gespielt, bevor ich zum Oberligisten SC Preußen Münster gewechselt bin. Dort hatte ich einfach mehr Chancen auf eine Profi-Karriere. Talentscouts des VFL Bochum entdeckten mich dann bei einem Hallenturnier. Das bedeutete dann für mich

erstmal B-Jugend und: trainieren, trainieren, trainieren für das große Ziel Bundesliga.

Das hast du ja dann in der Saison 2004/2005 erreicht.

Ja, und das war der Hammer für mich. Auf das erste Bundesligaspiel arbeitet man schließlich Jahre hin. Und dann auch noch in Dortmund. Diesen Moment werde ich nie vergessen, du stehst da unten, vor 80000 Menschen. Überleg dir das mal: 80000! Das war unbeschreiblich cool.

Was war dein persönliches sportliches Highlight?

In sportlicher Hinsicht war das sicherlich das Tor zum eins zu null gegen die Bayern. Gerade weil wir in der Partie natürlich als die klar unterlegene Mannschaft galten, war das etwas ganz Besonderes. Gegen Ribery oder Toni durchzukommen und den Führungstreffer zu erzielen, das war schon was. Auch wenn wir

das Spiel im Endeffekt verloren haben.

Sind deine Träume nun verwirklicht?

Sicherlich sind Teile meiner Träume und Ziele erreicht. Es geht allerdings immer weiter. Mein nächstes Ziel ist ein Platz in der Nationalmannschaft. Aber es gibt auch kleinere Wünsche. Ich würde zum Beispiel gerne mal mit Marc-Andre Kruska von Dortmund in einer Mannschaft spielen. Naja, und dann gibt es die großen Träume von der Deutschen Meisterschaft, dem DFB-Pokal, der Champions-League oder dem Weltmeistertitel.

Eine letzte kurze Frage zur aktuellen Saison: Wer wird Meister und wer ist derzeit der beste Spieler?

Bester Spieler mit Abstand Ibisevic von Hoffenheim und Meister, das werden sicher mal wieder die Bayern, obwohl ich es Hoffenheim gönnen würde.

Pendeln zwischen Kulturen

Niederlande-Deutschland-Studien

Wie eine Kultur besser kennenlernen? Studiere die Sprache, besuche das Land. Und das Wichtigste: Studiere dort. Erst dann werden Kulturunterschiede deutlich. Kiffen Niederländer ständig? Sind Deutsche tatsächlich viel pünktlicher? Einige Studierende der Niederlande-Deutschland-Studien teilen ihre Erfahrungen.

1989. Erstmals fangen dreizehn Studierende mit dem Studium „Deutschland-Studien“ an. Germanistik gibt es schon längst. „Viele Studierende wollen jedoch was mit Deutsch tun, aber nicht Lehrer werden“, sagt John Meurers, Koordinator „Deutschland-Studien“ an der Radboud-Universität Nimwegen.

Die Entscheidung:

Eva (21) hat 2006/07 mit dem Studium angefangen. „Ich wollte gerne eine Sprache studieren und Deutsch interessierte mich schon lange. Dass man

ein Doppeldiplom bekommt, trug an der Entscheidung für Deutschland-Studien bei.“ Auch die Deutsche Andrea (23) studiert in Nimwegen. „Ich habe mich für das Studium entschieden, da ich schon in der Schule Niederländisch gelernt habe und etwas mit der Sprache weiterhin lernen wollte. Und da ich an der Grenze wohne, hat es sich angeboten.“ Kim (20) studiert seit 2007/08 Deutschland-Studien in Nimwegen. „Ich habe mich für Deutschland-Studien entschieden, weil ich gerne etwas über die deutsche Politik, Wirtschaft und die sozialen Verhältnisse in Deutschland lernen möchte.“ *Genauso wie niederländische Studierende sich für Deutschland interessieren, haben sich an der Westfälischen Wilhelms-Universität etwa 25 Personen für den Diplomstudiengang Niederlande-Studien entschieden.*

Karina (23) hat mit dem Studium angefangen, weil sie sich schon lange mit den Niederlande be-

fasst. Sie wohnt an der Grenze, hatte in der Grundschule einen Schüleraustausch in die Niederlande und hatte in der weiterführenden Schule Niederländisch als dritte Sprache. Für Frederic Arntz (24) war die Wahl einfach. „Es war die beste Kombination zwischen Geschichte/Politik und der niederländischen Sprache.“

Den Zweifach-Bachelor Niederlande-Studien gibt es seit dem Wintersemester 2006/07.

Eine Studentin dieses Studi-

Erika van der Rhee

← Spinnraafgebouw
Translatoren PG
Rechtsgebouw / PG

← Wi Aude

→ The Aquinostraat 1-6
Collegiaal complex
Bibliotheek

→ Prinsesgebouw
Refter

enganges ist Janette (20) „Ich bin zur

Hälfte Niederländerin und ich interessiere mich sehr für die kulturellen und geschichtlichen Unterschiede Deutschlands und der Niederlande.“

Der Kulturaustausch fängt an

„Während des ersten Semesters haben wir an zwei Seminaren an der Uni Duisburg-Essen teilgenommen“, sagt Kim. „Eins davon war richtig schön, das andere stinklangweilig. Der Professor las nur den Text, der auf einem Blatt vor ihm lag, ab und die Studierenden hörten zu. Diese Vorlesung war fast ein kultureller Schlag, denn in den Niederlan-

den sind wir solche Kurse nicht gewohnt.“

Im zweiten Semester steht eine Studienreise nach Berlin auf dem Programm. „Wir haben vor allem die kulturellen Sehenswürdigkeiten besucht“, erzählt Kim. „Abends in der Disko haben wir ein bisschen über die Jugend von Berlin erfahren.“

Erika Poettgens gemäß, Dozentin an der Radboud Universität, liegt hier ein großer Vorteil: „Die Studierenden setzen sich mit der interkulturellen Kommunikation, Landeskunde und Fachsprache auseinander. Mittels der Kurse in Duisburg-Essen erleben unsere Studenten live den Austausch der Kulturen und die interkulturelle Kommunikation vor Ort in Deutschland.“

Wie machen die Nachbarn das?

Im fünften Semester oder, auf Niederländisch, im dritten Jahr, fängt das Pendeln an. Etwa 70 Kilometer von Enschede entfernt liegen Münster und die Westfälische Wilhelms-Universität.

„Studieren in Deutschland ist die richtige Möglichkeit die Sprache und Kultur eines Landes gut kennenzulernen“ schreibt der Studienführer.

Marije (24) bestätigt das: „Wir konzentrieren uns endlich auf Deutschland-Studien. Weil wir selber unsere Fächer wählen dürfen, kann man machen was man will und das ist natürlich

ganz toll. Außerdem habe ich gute Freunde hier, so dass ich die Kultur direkt kennenlernen.“ Unterschiede zu dem Studium in Nimwegen gibt es allerdings auch. Eva: „Wir halten viel mehr Referate. Der Dozent steht dadurch weniger vor der Klasse und erzählt weniger.“ Heidi (23) empfindet dies eher als einen Nachteil: „Die Studenten unterrichten, statt des Dozenten. Meiner Meinung nach ist das ein bisschen ausgeschlagen.“ Weiterhin fällt ihr auf, dass es an der Uni in Münster mehr Kontrolle und Struktur gebe. „Jede Woche soll man einige Texte lesen und manchmal kontrolliert der Dozent, ob man das gemacht hat.“

Das Vorgehen hat auch Andrea überrascht: „Während des Semesters muss man nicht so viel für die Kurse machen, sondern erst am Ende. Ein anderer Unterschied ist, dass man in Münster nicht viele Klausuren schreibt, sondern eher lange Hausarbeiten.“



Wir halten ganz viele Referate



Holländer kiffen nicht den ganzen Tag.



Studenten gestalten den Unterricht statt der Dozenten



Der niederländische Unterricht ist stark verschult



Die Dozenten waren motiviert und hilfsbereit

Kim wird das Wintersemester 2009/10 in Münster verbringen. „Ich hoffe, dass ich interessante Kurse machen werde. Ich hoffe auch, dass ich mein Deutsch verbessern kann und Freundschaften mit deutschen Studierenden haben werde.“

Marije und Andrea pendeln jetzt zum zweiten Mal zwischen Münster und ihrer Heimat. Na ja, zum zweiten Mal? Marije: „Ich bin im dritten Jahr in Münster geblieben, statt das Sommersemester wieder in Nimwegen zu verbringen. Münster ist ganz toll und ich fühle mich hier ganz wohl. Außerdem habe ich hier einen Nebenjob und meine Familie wohnt auch näher an Münster als an Nimwegen.“

Studierende der WWU verbringen ihr fünftes Semester auch im Ausland. In Nimwegen um genau zu sein.

Karina hatte bestimmte Erwartungen des Auslandssemesters. „Ich wollte viele Niederländer kennenlernen und war auf das Studiensystem sehr gespannt.“ Sie hatte die Periode in Nim-

wegen positiv erfahren. „Ich konnte dem Unterricht gut folgen. Die Dozenten waren motiviert und hilfsbereit. Allerdings ist das Studium in den Niederlanden mit einem viel höherem Aufwand verbunden.“ Frederic hat den Austausch eher negativ empfunden. „Das niederländische System ist sehr verschult: Wir sollten viele Aufgaben und Klausuren schreiben und der Anspruch bei Hausarbeiten war niedrig. Auch gab es viel mehr Gruppenarbeit.“ Nicht alles war übrigens negativ. „Die Beziehung zwischen Student und Dozent ist in den Niederlanden freundlicher und persönlicher.“

Vorurteile oder Unterschiede?

Janette: „Ich habe sehr viel über Vorurteile erfahren, da ich beiden Nationalitäten angehöre. Drogen, kiffen und strenge Regeln sind die Themen. In wie weit manche Vorurteile stimmen, mag man sich sicherlich streiten.“



„Inwieweit Vorurteile stimmen, mag man sich streiten“



„Im Studium lernen wir, die Vorurteile nicht ernst zu nehmen“



„Ich möchte gerne etwas über die deutsche Politik lernen“

Andrea gemäß sind viele Vorurteile aus der Luft gegriffen. „Holländer kiffen nicht den ganzen Tag, laufen nicht auf Klumpen rum und essen auch nicht nur Käse. Bei den Deutschen ist das genauso. Sie können auch mal unpünktlich sein und einen lockeren Umgang haben.“

Auch Karina hat die üblichen Klischees nicht gefunden. „Allerdings ist mir aufgefallen, dass die Niederländer im Straßenverkehr die Regeln nicht ernst nehmen. Wir Deutschen haben immer vor einer roten Fußgängerampel gewartet.“ Genau diese Erfahrung hat auch Heidi gemacht: „Deutsche halten sich viel mehr an die Regeln. Im Verkehr, aber auch im Studium. Sie sind eifriger als niederländische Studierende.“ Marije musste sich oft gegen das Drogenvorurteil kämpfen. „In unserem Studium lernt man aber, diese Vorurteile nicht ernst zu nehmen.“ Frederic hat nicht viele Vorurteile erfahren. Unterschiede gibt es aber schon.

„Was das Aussehen betrifft sind Niederländer stylischer und mehr auf ihr Äußeres bedacht. In Bezug auf Freundschaft sind sie sehr oberflächlich.“

Der Vorteil des Studiums Markus Wilp gemäß: „Studierende sollten heute multidisziplinär ausgebildet werden, international einsetzbar sein, das heißt sie sollten Auslandserfahrung haben und daneben sollten sie das alles praktisch erprobt haben. Das Studium ist fast nur im internationalen Kontext tätig. Studierende setzen sich mit der niederländischen Sprache auseinander und können nachher überlegen, wo sie arbeiten wollen. Sie sind flexibel.“ Genau das will Erika Poettgens ihren Studenten mitgeben. „Sensibler Umgang mit Kulturen im Austausch und sensibler Umgang mit interkulturellen Unterschieden.“



„Multidisziplinär ausbilden, so dass Studierende international einsetzbar sind“



Holländer gehen gerne bei Rot.

Radio selbst gemacht

Der Bürgerfunk in Münster steht vor neuen Herausforderungen

Anne Breitenbach

„Ich hätte gern, dass ihr diesmal da rein geht und euch prügelt!“ Heute stellt Amelia Deuchert höhere Erwartungen an die Mitwirkenden bei der Aufnahme ihres selbst geschriebenen Kurzhörspiels. Letzte Woche war sie nicht ganz zufrieden mit der Authentizität der Szene: „Es klang einfach nicht echt – irgendetwas fehlte“. Um eine authentischere Atmosphäre zu schaffen, sollen die Sprecher in der schalldichten Kabine des Volkshochschul-Tonstudios für die im Hörspiel-Skript vorgesehene Prügelzene eine Schlägerei simulieren. Also betreten die Sprecher Rainer und David den etwa zwei Quadratmeter kleinen Raum hinter der Glasscheibe und fangen an, sich zu beschimpfen und zu rangeln, sodass sie – wie im Skript vorgesehen – ganz außer Atem geraten. Währenddessen amüsieren sich Amelia, die die Szene am Computer aufnimmt und der Tontechniker Christoph, der ab und zu an einem Regler dreht, königlich.

Amelia und ihre Gruppe treffen sich in unregelmäßigen Abständen im Hörfunkstudio der Volkshochschule (VHS) Münster und

produzieren kurze, originelle Hörspiele, genannt „Ohröffner“. Noch diese Woche sollen einige davon erstmals im Bürgerfunk ausgestrahlt werden.

Radio von Bürgern für Bürger

Bürgerfunk, das bedeutet selbst gemachtes Radioprogramm. Beliebige Bürgergruppen ab drei Personen können Beiträge und Sendungen gestalten, die dann auf der Frequenz eines Lokalsenders ausgestrahlt werden und das redaktionelle Informationsangebot ergänzen. Als Fenster im kommerziellen Hörfunk bietet dieses System die Möglichkeit, Hörer des bekannten Senders nach Programmen zu den Bürgerfunksendungen „mitzunehmen“.

Durch Teilnahme am Bürgerfunk wird auch das journalistische und technische Handwerk des Radios und damit generell Medienkompetenz vermittelt. Vereine, Chöre, Umweltverbände oder einfach Personen mit In-

teresse am Medium werden somit von Hörern zu Machern und erhalten Publizität für die eigene Idee. In Münster stehen hierfür verschiedene Medienwerkstätten zur Verfügung: Die meisten Gruppen produzieren wie Amelia Deuchert im Studio der Volkshochschule am Aegidiimarkt,



Christine Bertels ist an der Volkshochschule als Medienpädagogin tätig und leitet das Bürgerfunk-Studio

aber auch das Bennohaus und das Medienforum Münster e.V. stellen Aufnahme- und Schnittplätze. Die Sendungen werden auf der Frequenz von Antenne Münster ausgestrahlt.

Mehr als 70 Münsteraner Gruppen präsentieren dort zur Zeit in regelmäßigen oder unregelmäßigen Abständen Beiträge aus den Bereichen Musik, Kultur, Politik

und Soziales, Kinder und Jugend oder Umwelt. Im November bekam das interkulturelle Magazin „Würzig“ einer bereits seit 15 Jahren aktiven Gruppe, das jeden vierten Sonntag im Monat ausgestrahlt wird, den Bürgermedienpreis der Landesmedienanstalt NRW (LfM). Die Sendung mit dem Titel „Plattdeutsch“ wurde in der Kategorie „Bürgerfunk – Lokaler Bezug“ mit dem ersten Preis prämiert. „Weiter so, meinetwegen auch am Rande der Gesellschaft, am Rande der Möglichkeiten“, schreibt ein Leser dazu auf der Seite des Stadtmagazins „echo“.

Durch die Gesetzgebung am „Rande der Möglichkeiten“?

Dieser Kommentar spielt auf das aktuelle Landesmediengesetz an, das von den aktiven Bürgerfunkern für erschwerte Bedingungen verantwortlich gemacht wird. Durch die 2007 erlassene Reform kamen eine Reihe von Änderungen zustande: Die Sendezeit des Bürgerfunks wurde von zwei Stunden auf eine reduziert und unter der Woche in die spä-



Ohröffner „on air“: Im Studio der Volkshochschule werden die Hörspiele aufgenommen.

ten Abendstunden. Die Themen sollen ab sofort explizit einen lokalen Bezug aufweisen. Zudem hat das Gesetz dem Bürgerfunk erstmals einen Funktionsauftrag gegeben: Er soll Medienkompetenz fördern, insbesondere bei Schülern und Schülerinnen. Ferner wird von den Radiomachern nun eine bestimmte Qualifizierung gefordert.

Eine weitere Änderung betrifft die Finanzierung, welche jetzt nur noch in die Förderung einzelner Projekte fließt. Zuvor wurde sie nach der Anzahl gesendeter Minuten bemessen. Die Förderung durch die Betreiber der Lokalradios (Produktionshilfeverpflichtung) wurde ganz gestrichen.

Partizipation als Teilhabe an demokratisch verfassten Medien

Christine Bertels ist an der VHS Münster als Leiterin des Studios und Medienpädagogin angestellt. Das Prinzip des Mitwirkens ist ihr ein großes Anliegen: „Partizipation als Teilhabe an demokratisch verfassten Medien ist bei uns immer noch ein Credo“, betont sie auch hinsichtlich der gesetzlichen Änderungen. Trotz der erwarteten Qualitätssteigerung im Bürgerfunk durch neu eingeführte Qualifizierungskurse sieht Bertels im Funktionsauftrag auch eine Hürde für die teilnehmenden Bürger: Bereits 20 bis 30 Prozent hätten aufge-



Amelia kontrolliert die Tonaufnahme am Rechner. Den Umgang mit dem Schnittprogramm erlernte sie größtenteils autodidaktisch, die Grundlagen legte ein VHS-Kurs.

hört – nicht nur aufgrund der verkürzten Sendezeit, sondern auch, weil sie kein Interesse an den Seminaren hätten oder sich den lokalen Bezug für ihre Beiträge nicht vorschreiben ließen.

„Das Zertifizierungsprogramm ist sinnvoll, aber auch eine große Hürde“

Eine Münsteraner Interessengruppe wie Amnesty International habe beispielsweise (zum Glück) nichts über Menschenrechtsverletzungen in Münster zu berichten, sehr wohl aber über solche in Ruanda oder Algerien. Außerdem fingen immer weniger interessierte Bürger ohne Vorkenntnisse neu beim Radio an: „Das Zertifizierungs-

programm ist sinnvoll, aber auch eine große Hürde. Wir sehen dadurch einen Rückgang an lokalen Themen“, sagt Bertels. Dies stehe im Widerspruch zur ursprünglichen Absicht der Gesetzgebung. Auch finanziell ist die Projektdurchführung schwieriger geworden, zumal sich der Verwaltungsaufwand erhöht habe. „Wir sind für das alles, was uns jetzt abverlangt wird, nicht technisch ausgestattet worden“, betont Bertels.

Deutlich mehr Vorteile in den neuen Anforderungen erkennt Peter Schwarz, Bürgerfunkbeauftragter an der Landesmedienanstalt in Düsseldorf. In den Änderungen des Landesmedien-

gesetzes sieht er in erster Linie eine deutliche Qualitätssteigerung. Durch das Zertifizierungssystem werde „der Wert des Bürgerfunks und eine entsprechende Haltung dazu vermittelt“. Außerdem könne durch die Konzentration auf die neue, jüngere Zielgruppe viel dazu beigetragen werden, dass junge Leute an Medien herangeführt werden und sich diese kompetent erschließen könnten. Ein weiterer Vorteil liegt Schwarz zufolge in der Bewerbung und Darstellung des Bürgerfunks, welche durch die einheitlichen Sendezeiten optimiert werden könne.

Auslaufmodell Bürgerfunk?

Doch auf Dauer müsse das System des Bürgerfunks ohnehin in Frage gestellt werden, erläutert Schwarz. „Die Gesellschaft wandelt sich, die Medien wandeln sich“. Nach 15 Jahren Bürgerfunk sei es einmal an der Zeit gewesen, das System auf den Prüfstand zu stellen und kritisch zu hinterfragen. Dadurch habe es so etwas wie einen „Relaunch“ erfahren: Weg vom Image der schlecht produzierten Laiensendungen hin zu einem innovativen Programm der Me-

dienkompetenzförderung. Doch in Zukunft werde Digitalität die heutige Form des Bürgerfunks ablösen. Ob es sich dabei um Internetradios mit lokalem Bezug handele oder ob ganz neue Formate entwickelt werden, lässt Schwarz offen.

Sicher sei aber, dass das Grundprinzip nicht verloren gehe. „Bürgerfunk ist aus der Idee der demokratischen Meinungsäußerung entstanden. Er bietet so etwas wie ein Forum. Das ist auch digital möglich“. Die Vorgehensweise der LfM sei hierbei: Erst einmal abwarten, den Wandel beobachten und dann darauf reagieren.

Amelia Deucherts „Ohröffner“-Gruppe probt mittlerweile seit einer Stunde an dem etwa zweiminütigen Hörspiel. „Einmal haben wir einen Beitrag in 30 Minuten produziert, das war absoluter Rekord“, erzählt sie wie beiläufig. „Aber meistens brauchen wir mindestens drei bis vier Stunden, bis wir wirklich zufrieden sind“. Es gehört eine Menge Arbeit zum Radiomachen. Aber es gibt auch viele Menschen, die diese Arbeit mit Freude investieren.



Bürgerfunk in Münster

Wer darf im Bürgerfunk senden?

Jeder Bürger, der im Verbreitungsgebiet von Antenne Münster wohnt und voll geschäftsfähig ist. Betreute Schulprojekte sind ebenfalls möglich. Die Schüler präsentieren hierbei Themen aus dem Schulunterricht (z.B. Jugendkriminalität) oder ein so genanntes Jobradio zur Praktikumsvermittlung und Verbreitung von Erfahrungsberichten.

Ausgeschlossen von Ausstrahlungen im Bürgerfunk sind wirtschaftlich oder politisch agierende Gruppen, Kirchen und juristische Personen des öffentlichen Lebens. Die Sendungen dürfen keine Werbung enthalten. Für die Produktion stehen verschiedene von der Landesanstalt für Medien unterstützte Radiostätten zur Verfügung. In Münster sind dies das Bennohaus, das Medienforum und die Volkshochschule.

Wann und wo werden die Sendungen ausgestrahlt?

Bürgerfunk läuft bei Antenne Münster (95,4 MHz): Montags bis samstags von 21.04 bis 21.56 Uhr, sonntags von 19.04 Uhr bis 19.56 Uhr.

Welche Qualifizierung wird erwartet?

Die Qualifizierung muss anhand von Seminaren nachgewiesen werden. Diese finden ab einer Teilnehmerzahl von fünf Personen jeweils an zwei Wochenenden in der Volkshochschule statt. Wer ein Zertifikat erhält, darf ein Jahr lang Bürgerfunk machen; danach wird eine erneute Seminarteilnahme erforderlich, welche für weitere zwei Jahre berechtigt. Wie es danach weitergeht, ist zum heutigen Zeitpunkt noch unklar. In diesen Zertifizierungskursen werden wichtige journalistische und technische Kenntnisse vermittelt.

Der Weg der Berufung

Julia Kottkamp

„Sie wollen also Ihren Fernseher abmelden?“ Die Dame der GEZ ist misstrauisch. „Das bedeutet dann aber, dass Sie kein eigenes Fernsehgerät mehr besitzen dürfen.“ – „Ich habe mein Fernsehgerät verkauft, meine Wohnung gekündigt und meine Möbel ausgeräumt. Ich möchte Ordensschwester werden.“ Am anderen Ende der Telefonleitung herrscht Schweigen. „Wenn das also so ist, steht einer Abmeldung nichts im Wege.“

Manuela ist 30. Eine große blonde Frau mit klaren blauen Augen. Sie lächelt und zieht die Augenbrauen nach oben. „Mit sechs Jahren habe ich zu meiner Oma gesagt, dass ich eines Tages Nonne werde.“ 24 Jahre später hat sie die einjährige Bewerbungszeit des Münsteraner Franziskanerinnen Ordens hinter sich gelegt und darf nun ins Postulat eintreten. Das Postulat bedeutet eine weitere zwölfmonatige Probezeit, in der sie versucht sich in der Gemeinschaft mit den anderen Schwestern in den Orden einzuleben. Manuela steht am Anfang eines neuen Lebenswegs. Es ist der Weg der Berufung.

Still ist es in der Kirche. Nur das Knacken der Kirchenbänke durchzuckt den großen Raum. Es ist 6:30 Uhr. Auch ohne den Weckruf

der Glocken schreiten die 110 Schwestern langsam an ihre Plätze im Gotteshaus. Manche haben die Hände vor dem Bauch gefaltet, andere stützen die Arme auf den Rollator. Einige sitzen, andere knien nieder. Die Augen richten sich in den warm erleuchteten Altarraum. Die Herzen schauen auf Gott. Mit ihm ins Gespräch zu treten steht am Anfang eines jeden Tages, an Sonntagen auch schon mal erst um 8:30 Uhr. Helle Frauenstimmen erklingen. Manche zittrig, manche klar, aber alle im Sopran oder Alt. Bass und Tenor sucht das Ohr vergebens. Die tiefe Stimme des Priesters, der den Gottesdienst feiert, wird vom Gesang der Schwestern übertönt. Eine unter ihnen ist Schwester Hildgund. Früher hieß sie Ingeborg. Mit dem Eintritt ins Noviziat vor über 40 Jahren „rief Gott sie bei einem neuen Namen“ (Jesaja 62,2), der den Beginn des neuen Lebensabschnitts kennzeichnete. Aussuchen konnte sie sich den Namen damals nicht, aber sich mit ihm anzufreunden hat sie gelernt. Heute ist sie Oberin des Noviziatskonvents. Ein Konvent ist die kleinste Abteilung einer Ordensgemeinschaft, die nicht zwangsläufig an das Mutterhaus, wie im Fall des Noviziatskonvents, angegliedert sein muss. Als Oberin leitet Schwester Hildgund diese kleine Gemeinschaft, die aus zwei weiteren Schwestern,

zwei Novizinnen und Manuela als Postulantin besteht. Räumlich abgetrennt vom Mutterhaus und den anderen Konventen, gibt das Noviziat Raum zur Spurensuche, ohne „die Neuen“ im Pulk der übrigen, alteingesessenen Schwestern zu überfordern. Spurensuche nach Gott, ohne die Bibel einzuprügeln. Spurensuche nach sich selbst, ohne erhobenen Zeigefinger. Der Weg der Berufung wird auf gutem Schuhwerk beschritten.

„Mit sechs Jahren habe ich zu meiner Oma gesagt, dass ich eines Tages Nonne werde.“

Berufung hat auch Manuela gespürt. Keine Blitze. Kein Donner. Kein Hokus Pokus, vielmehr die leise Stimme in ihr selbst, die nicht aufhörte zu fragen, was ihrem Leben Sinn verleiht. Der innigste Wunsch, dass es noch mehr ist, als abends alleine in die Wohnung zurück zu kehren. Mehr als der Tod der alten Menschen im Altenheim, in dem sie arbeitete. Mehr, als dass Gott einfach nur der „milde Badeschaum“ auf einer ausgemergelten Seele ist. Der Eintritt ins Postulat, die Vorstufe zum zweijährigen Noviziat, bedeutet nun ein Leben im franziskanischen Geist in der Gemeinschaft mit den Mitschwestern. Ein Leben auf den Spuren Jesu Christi. Das Evangelium als Wegweiser. Ehrlich. Entschlossen. Ehrgeizig. Nach dem gemeinsamen morgendlichen Gebet folgt das

Frühstück. Brötchen, jeden Morgen. Kein blinder Luxus, sondern kaufmännische Effizienz, denn so ist die Portionierung einfacher und es muss kein Brot weggeschmissen werden, weil es verschimmelt ist. Danach geht jede ihrer Arbeit nach. Die Franziskanerinnen verstehen sich als apostolische Glaubensgemeinschaft. Das bedeutet den Menschen in der Welt zugewandt zu leben und nicht hinter dicken Mauern versteckt zu sein, wie viele kontemplative Orden, die ihre Aufgabe hauptsächlich im Gebet sehen. Früher nahmen die franziskanischen Schwestern nur Berufe in heilenden Diensten wahr. Heute, mit dem Nötewandel der Zeit, ist dies anders und so arbeiten sie nicht mehr nur ausschließlich in der Kranken- und Altenpflege, sondern auch als Internetseelsorgerinnen und in der hausinternen Verwaltung. Jede Schwester geht einer Arbeit nach, die ihrem Charisma entspricht. Aus den so erwirtschafteten Gehältern finanziert sich die Klostersgemeinschaft. Jede bekommt, was sie zum Leben benötigt. Und dazu gehört auch ein Urlaubsbudget, denn jeder Schwester stehen drei Wochen Erholungsurlaub und eine Woche Heimaturlaub zur Verfügung.

Vor dem Klostereingang lehnt eine ältere Schwester ihr Gewicht auf ihre Gehhilfe. Sie ist eine Generation älter als

Eine kleine Welt in unserer Welt
Das Franziskanerinnen Kloster
in Münster St. Mauritz



Schwester Hildgund und zwei Generationen älter als Manuela. Ihr Schleier ist tief ins Gesicht gezogen und behindert die Sicht. Auch die weiße Kordel, die das schwarze Kleid um die Hüften hält, ist Zeichen einer vergangenen Zeit. Drei Knoten zieren die dicke Schnur. Bei jedem Schritt baumeln sie an ihr Bein. Jeder Schritt erinnert an die drei Gelübde, die sie vor der Gemeinschaft und vor Gott einst leistete. Gehorsam, Armut, Ehelosigkeit. Drei Knoten, die Beine fesseln und Kehlen die Luft abschnürt? „Wenn die Gelübde nur Verzicht wären, könnte ich sie nicht leben. Ich bin weder eine Maschine noch ein Engel.“ Schwester Hildgund lehnt sich im Sofa zurück, wirft den Schleier wie langes Haar um die Schultern und blickt mit freundlichen Augen durch ihre runde Brille. Die Schwestern verstehen die Gelübde weder als Fesseln menschlicher Instinkte noch als Verzicht auf Besitz. Die alleinige Quelle der Kraft ihres Lebens

ist Gott. Menschlich erkorene Reichtümer lenken in ihrem Verständnis den Blick von dem Wesentlichen ab und führen in Abhängigkeiten, die dem Geschenk des Glaubens an Gott widerstreben. Und so versteht sie die Gelübde als Grundlage ihrer Freiheit als Mensch. Freiheit wo keine ist? „Wenn ein Trinker auf den Alkohol verzichtet, kann er irgendwann wieder Auto fahren, einem Beruf nachgehen und seine Ehe retten. Er gibt etwas auf, aber bekommt unendlich viel zurück.“ Gehorsam bedeutet in diesem Verständnis nicht, blind durch die Gegend zu laufen und

vor Gott bedingungslos hinner zu fallen. Gehorsam bedeutet vielmehr, seine Verantwortung als Mitglied der Gemeinschaft ernst zu nehmen. Die Verantwortung auf die Mitschwester zu achten, die Stimme der Menschen zu hören, und so die Zeichen Gottes zu spüren und seinen Willen zu erkennen. Beim Gelübde der Armut geht es nicht darum die Butter dünn übers Brot zu kratzen und keine teure Flasche Wein zu öffnen. Vielmehr geht es um ein Loslassen von materiellen und menschlichen Abhängigkeiten, die die innere Freiheit eines Menschen gefährden. Und so gehen die Schwestern mit dem Gelübde der Ehelosigkeit auch keine Beziehung zu einem Mann ein. Ein Leben in der Gemeinschaft des Ordens, mit den täglichen Herausforderungen und Ritualen wäre unter diesen Umständen nicht in letzter Konsequenz möglich. Als Schwester Hildgund vor vier Jahrzehnten dem Orden beitrat beendete sie



die Beziehung zu ihrem Freund. „Für mein Leben hier ist es wichtig, diese positive Erfahrung mit einem Mann gemacht zu haben. Ich könnte die Menschen, die mir im täglichen Leben begegnen nicht so gut verstehen und ihnen nicht so gut helfen.“ Und so versucht sie im Unterricht mit den Novizinnen und mit Manuela das Bild der Verzichtes und der Verbote durch ihr Verständnis und ihre Deutung umzumalen. Für die Postulantinnen liegen die Gelübde noch in weiter Ferne. Erst nach Beendigung des Noviziats, also nach drei Jahren im Ordensleben, wird der Schwur auf ein Jahr geleistet. Dann wird er bis zu fünfmal für ein Jahr erneuert, manchmal auch noch öfter. Erst wenn beide, die Schwester und die Ordensgemeinschaft dazu bereit sind, wird das ewige Gelübde abgelegt. Bei manchen dauert die beschworene Ewigkeit weit weniger als ein Leben. Austritte gibt es. Und sie werden toleriert. „Wir zwingen hier keinen,“ erzählt Schwester Hildgund. Die Gelübde sind nicht für jeden gemacht, was fatal wäre, da sonst nicht nur das Kloster ein Nachwuchsproblem hätte. Aber die Grundgedanken können Anregungen für einen jeden Lebensweg sein. So erkannte schon Konfuzius vor zweitausend Jahren „Wer los lässt, hat zwei Hände frei zum Greifen.“ Mittags, um 12 Uhr, kommen dann alle im Refektorium

zum Essen zusammen. Nur die Lateinischen Bezeichnung erinnert an ein klösterliches Umfeld, denn uralte Gewölbe und kahle, eichene Tische sucht man vergebens. Ein heller, gut beheizter Raum und kleine Tischgruppen, auf denen Stickdeckchen liegen sind in der Realität vorzufinden. Und wie in den meisten deutschen Kantinen ist auch hier Schnitzel mit Pommes der Renner. Nach dem Tischgebet hat die Ruhe dann erstmal ein Ende. Sowohl auf dem Teller als auch im Gespräch geht es heiß her. Münster hat zurzeit keinen Bischof. Beim klösterlichen Mittagstratsch wird wild diskutiert, wie der Nachfolger heißen könnte. „Wenn die Glocken läuten, wissen wir Bescheid“ sagt die Eine und alle lachen schallend auf, wohl wissend, dass es keine Seltenheit ist, dem Klang der Glocken in Münster zu lauschen. Aber es gibt auch andere Themen. Die Kleider der Schwestern, die durch die Tradition die Verlängerung des Taufkleides versinnbildlichen, fallen in der Bevölkerung immer wieder auf. Eine Schwester hörte an der Supermarktkasse wie ein Kind seine Mutter fragt: „Mama, ist die schwarze Frau eine Türkin?“ In der U-Bahn in Dortmund wird der Anderen von einem Punk „Hexe!“ hinterher gebrüllt. Betten hilft an diesen Stellen nicht weiter. Die Schwester erzählt am Tisch, wie sie all ihren Mut zusammen nahm und den Punk

zur Rede stellte und im Gegenzug seine pinken Haare thematisierte. An ihrem Schlüsselbund hängt ein schwarz gelber Fußball mit dem Wappen des BVB. Sie steht mit beiden Beinen fest im Leben. Der Punk hoffentlich auch noch.

Nach dem Essen geht jede Schwester wieder ihren Weg. Die eine ordnet die klösterlichen Finanzen, die andere hilft den älteren Schwestern im angeschlossenen Wohnheim, die anderen gehen zum Gebet in die Kapelle. Wiedersehen werden sie sich zum Abendbrot und zur gemeinsamen Feier der Vesper um 18 Uhr.

Auf den ersten Blick ein strukturierter Tagesablauf in einer großen, geordneten WG. Auf den zweiten Blick eine Ansammlung von Frauen, die ihr Leben im Dialog mit Gott und den Mitmenschen leben und darin immer wieder einen neuen Weg zu sich entdecken. Und wenn dieser Weg eines Abends um halb zehn noch mal an den PC führt, um E-Mails zu checken, dann auch das. Gemeinsam tragen sie ihr Leben vor den Allmächtigen. „Befiel dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“ (Psalm 37,5). Für Schwester Hildgund steht eins jedenfalls so fest wie das Amen in der Kirche: „Ich würde diesen Weg immer wieder gehen.“

Münster aus Sicht eines Fahrrads

Julia Kottkamp

Klick, klick, klick... mein Zahlenschloss rastet ein und die Nacht ist vorbei, obwohl sie erst vor drei Stunden begann.

Liebos wurde ich nach studentischer Partynacht an „meine“ Straßenlaterne gekettet. Kein „Schlaf gut“, kein „Danke fürs Warten“. Nichts. Wer bin ich denn auch? Als Fahrrad hast Du in dieser Stadt nichts zu melden. Entweder Du leistest Deinen Dienst, oder Du landest im Aasee. Und so geht mein untertäniges Leben heute also weiter. Unter gehöriger Einwirkung von Restalkohol stürzen wir die Straße hinunter. Vorsicht, rote Ampel! Und jetzt? Vollbremsung! Immerhin!

So werden wir wenigstens nicht von dem 70-Tonner überrollt, der die Kreuzung gerade im ersten Gang

passiert. Ich sollte also froh sein und weniger an die Reifenoberflächen denken, ich hätte schließlich auch als Wellblech auf der Straße enden können. Wir biegen rechts ab und ich wünschte mir würden Blinker wachsen, denn Handzeichen sind aus koordinations-technischen Gründen meines Fahrers zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht drin. Aber das ist nun nicht mein größtes Problem. Domplatz. Kopfsteinpflaster. Schleudertrauma. Ich

verliere kurzzeitig das Bewusstsein und denke an die Autos, die sonntags hier auf diesem Platz die erzkatholische Segnung empfangen. Warum eigentlich? DIE haben doch Federgabeln? Als ich aus meiner Ohnmacht erwache stehe ich in einem Pulk von Kollegen. Rad an Rad stehen wir da und warten, denn wir oder besser er, hat es noch gerade rechtzeitig zur Vorlesung geschafft. Eineinhalb Stunden vermeintliche Ruhe. Eineinhalb Stunden Nieselregen. Und wieder kein heißes Damenrad neben mir. Trübsinn? Fehlanzeige! Die nächste Bedrohung ist nahe.

Ihr Menschen nennt es Finanzkrise, wenn einer fällt und alle mitreißt. Wir nennen es Fahrrad-Domino. Und so Reihe ich mich in die Folge der 127 gestürzten Artgenossen ein und versuche die Pedale meines Nachbarn in meinen Speichen zu ignorieren. Als mit einem überaus zärtlichen

meinem Fahrer seine letzten 25 Euro ab. Wir fahren also nicht zur Mensa. Wir nehmen den direkten „Highway to Hell“ – natürlich ist der Ipod wieder in den Ohren – nach Hause, denn Nudeln sind einfach billiger als „Mensa-Michelin-Menüs“. Außerdem ist es auch Zeit für einen Mittagsschlaf. Die eine Vorlesung war schließlich anstrengend. Ich knalle also zurück an „meine“ Straßenlaterne und mein Zahlenschloss rastet ein. Ich versinke in meinem Tagtraum als



Ruck das Tretlager aus meiner Seite gerissen wird, weiß ich, dass die Straße mich wieder hat und die Vorlesung vorbei ist. Der eigentlich so ruhige Weg zur Mensa endet in einer rasanten Verfolgungsjagd zwischen „uns“ und der Fahrradstreife, die meine vorgeschriebenen „Speichenrückstrahler“ vermisst, dafür aber den Ipod in den Ohren meines Fahrers als überflüssig bewertet. Wir verlieren das Rennen gegen das „Hightech-Scheibenbremsen-Polizeifahrrad-Monster“ und der nette Herr mit der grünen „Polizei-Raddler-Arschpolster-Hose“ nimmt

Team Telekom Rennrad, das angetrieben von Doping gepushten Beinen und 28-Gang-Shimano-Gangschaltung Alpe d'Huez erklimmt und nach getaner Arbeit die Kette geölt bekommt. Als mein Student aus seinem sechsstündigen „Mittagsschlaf“ erwacht, wird mir schlagartig bewusst, dass mein Soll am heutigen Tag noch nicht erfüllt ist. Mich erwartet eine weitere Partynacht vor dem „Schwarzen Schaf“. Einzig der Gedanke an das mögliche Zusammenparken mit meinem Traum-Damenrad rettet mich vor dem Verrosten.

Die Bretter, die die Welt bedeuten

Sarah Sassenhagen

Ein großer, grauer Raum, halb durch eine gläserne Scheibe abgeteilt. Behäbige schwarze Ledersessel nehmen den Platz neben dem Fenster ein. Und da, mitten im Raum, steht das Objekt des Interesses: ein alter Teebeutel in Menschengestalt. In schäbigem, abgenutztem Grün. Die Beine in weit ausladende Hosen gehüllt, die Arme und der Oberkörper verschwinden fast in einem übergroßen Pullover. Da steht er und lächelt. Denn der alte Teebeutel wird im Stück „Der Lebkuchenmann“ gespielt von Judith Patzelt.

Die Schauspielerin, die seit dieser Spielzeit an den Städtischen Bühnen engagiert ist, hat ihren Beruf in vier schweren Jahren erlernt und mit einem Diplom abgeschlossen. Sie studierte an der Hochschule für Musik und Theater in Rostock, übrigens die siebte Institution, bei der sie vorsprach, bevor sie genommen wurde. Dabei ist Judith schon seit ihrem zehnten Lebensjahr auf der Bühne aktiv, ihre Karriere begann als Statistin an der Bühne des Frankfurter Theaters. Mit ihrem jetzigen Leben erfüllte sie sich ihren Lebensraum.

Sie geht durch die Tür in den angrenzenden Backstage-Bereich der Bühne und betritt einen Raum an der linken Seite. An den Wänden hängen

große, von Leuchten umrahmte Spiegel. Über ihnen sind Perücken in allen erdenklichen Formen und Farben auf Modellköpfe aufgezogen. Judith Patzelt nimmt auf einem der Lederstühle Platz, die ein bisschen an einen Friseursalon der 50er Jahre erinnern. Enrico, der Maskenbildner, macht sich sogleich daran die Haare der jungen Frau hochzustecken. Seine Finger



streichen über die braunen Strähnen und lassen geschickt kleine Nadeln darin verschwinden.

Nun gilt es das Gesicht der Schauspielerin auf den Bühnenauftritt vorzubereiten. Enrico greift zum Pinsel und taucht ihn in seine Farbpalette, die große Ähnlichkeit mit einem Wasserfarbkasten hat. Gekonnt huscht der Pinsel über seine lebendige Leinwand, zieht hier eine Linie und dort einen Strich. Die Lider erstrahlen jetzt in grellem Grün,

die Ränder der Wimpern betont sattes Schwarz. Der Maskenbildner scheint mit seiner Arbeit zufrieden, legt den Pinsel beiseite und greift neben die Farbpalette, zum Lipgloss. Ein dezentes, aber doch erkennbares Rosé überzieht die Lippen der Schauspielerin.

Bevor sich Enrico nun daran macht, den grün-grau-blauen Haarbüschel auf den Kopf seines Kunstobjekts zu setzen, befestigt er mit aller Vorsicht und Sorgfalt die grauen Strippen des Mikrophons an der Frisur. Für die Vorstellung soll schließlich alles gut sitzen und halten. Zum Schluss zieht er noch einmal die Wimpern nach, bindet ein Stirnband an Haar und Perücke fest und verstaut den Port des Mikrophons. Von Anspannung und Nervosität ist Judith Patzelt nichts anzumerken. „Es ist ja schon meine elfte Vorstellung!“

Judiths Begeisterung für das Theater erwachte früh. Als sie ein kleines Mädchen war, gab es im Haus ihrer Eltern eine große Verkleidungskiste. Jeden Tag nahm sie sich Kostüme heraus und betrachtete sich in einem hohen Spiegel selbst, spielte Szenen und stellte sich das Leben als berühmte Darstellerin auf den Bühnen der Welt vor. Heute liebt sie ihren Beruf über alles, das Strahlen in ihren Augen ist unverkennbar, als

sie vom Abwechslungsreichtum erzählt, den er mitbringt. Dabei hängt der schauspielerische Einsatz immer auch vom Publikum ab. Erwachsene nehmen zum Beispiel auch die hintergründigen Botschaften mit und interpretieren ganz anders als Kinder. Also kann die Schauspielerin bei Erwachsenen filigraner spielen. Doch im Theater heißt filigran immer noch groß, damit auch der Zuschauer in der letzten Reihe jeden Hinweis und jede Wend-



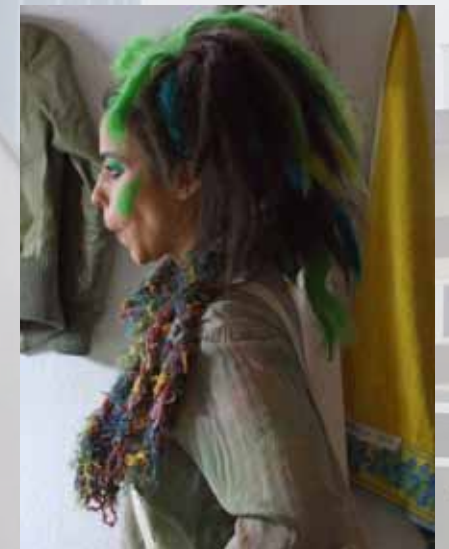
ung eines Stücks mitbekommt. Für das Fernsehen hingegen, erklärt Judith, heiße filigran beinahe schon minimalistisch, denn schließlich solle ein Charakter realistisch überkommen. Dabei reicht ihr Schauspielspektrum von Musicals über Dramen bis hin zu Komödien. In ihrem Beruf muss die 26-Jährige eben wandlungsfähig sein. „Das Interessante an diesem Beruf ist, dass man tausend Berufe in einem ausüben kann“, sagt sie. „Man muss sich immer wie-

der neu öffnen, darf immer wieder was Neues ausprobieren!“ Nur eines würde sie, zumindest momentan, nicht so gerne tun: nackt auf die Bühne zu gehen. „Davor hätte ich Angst“, gibt sie angespannt zu. „Ich glaube, wenn ich das einmal gemacht habe, dann wäre das der Knotenpunkt für viel mehr Freiheit in meinem Spiel.“

An den Städtischen Bühnen ist diese Art Einsatz derzeit allerdings nicht gefragt. Sie spielt in dieser Spielzeit gleich zwei Rollen: oft sogar zweimal täglich im großen Haus den alten Teebeutel in „Der Lebkuchenmann“, einem Kindermusical von David Wood und dazu noch Angelique im Stück „Der eingebildete Kranke“ von Molière. Judiths Traumrolle wäre die Hauptrolle in „Emilia Galotti“, weil sie dort ein großes Spielpektrum abdecken könnte. „Da geht es um einen Kampf zwischen Moral und Sinnlichkeit, um ein äußeres Gefängnis und den inneren Wunsch nach Sinnlichkeit“, sagt sie verträumt.

Enrico holt sein „Vorstellungsbuch“ mit Fotos und ausführlichen Beschreibungen der zu schminkenden Masken hervor. Weil der Maskenbildner sie heute zum ersten Mal gestylt hat, darf Judith sich hier eintragen. Sie schaut interessiert zu, wie er die Seiten aufschlägt, und nimmt das Buch wie einen kleinen Schatz in die eigenen Hände. Mit gekonntem Schwung unterschreibt sie für

ihn und verabschiedet sich. Durch die Lautsprecher in der Maske schallt fröhliches Gelächter und lautes Gemurmel, bevor das plötzliche Verstummen den Beginn der Vorstellung ankündigt. Doch bei Judith immer noch kein Zeichen von Anspannung. Auf bunt gestreiften Tanzschlappchen, die beim Treppensteigen nicht mehr von den weiten Hosenbeinen verdeckt werden, huscht sie durch die Gänge, deren Boden mit grauem Teppich ausgelegt ist.



Im ersten Stock steuert sie zielsicher ihre Garderobe an. In dem kleinen, gemütlichen Raum, der durch zwei Wände in kleinere Parzellen aufgeteilt wird, spendet eine Lichterkette über einer der Arbeitsflächen warmes, anheimelndes Licht. Ein blaues Schlafsofa mit drei bunten Kissen lädt ein sich zu setzen. Stattdessen greift Judith zu einer Tasse, gießt sich einen kräftigen Schluck Kaffee ein und begibt sich an ihre Arbeitsfläche, die aus einer Ablage, einem Regal

und einem Spiegel besteht. Voller Stolz greift sie nach dem DIN A4-großen Programmheft ihres Stücks. „Das ist für die Kinder“, sagt sie, während sie liebevoll mit den Fingern über die Doppelseite gleitet, auf der ein Spielplan aufgedruckt ist.

Ein Stück für Kinder auf die Bühne zu bringen ist für die Darsteller eine wirkliche Herausforderung. Aber am Ende jeder Vorstellung weiß Judith, dass es sich wieder einmal gelohnt hat: „Wenn man sieht, wie sich die Kinder freuen, das ist schon schön!“

Während ihre Schauspielkollegen schon auf der Bühne stehen, platziert sich Judith vor ihrem Spiegel, reckt und streckt sich, um sich für das Stück aufzuwärmen. Mit gehobenen Armen wiegt sie sich nach rechts, dann nach links, während sie dabei langsam und geräuschvoll ein- und ausatmet und dann leise Laute von sich gibt. Sprech- und Einsingübungen, wie sie erklärt. „Gelingen, gelangen, gelungen“, sagt sie und lässt „Leider singt er lauter laute Lieder zur Laute“ folgen. Schließlich ist das Stück ein Kindermusical und da will die Stimme trainiert sein. Anschließend eine Übung, die ein wenig an Kampfsport erinnert. Zu den Klängen der Laute „Brrra“, „Brrri“, „Brrru“ und „Brrro“ hebt Judith jeweils einen Arm, um ihn auf den Vokalen nach unten schnellen zu lassen. Kaum hat sie ihre Übungen

beendet, schallt es aus dem Lautsprecher in der Garderobe: „Patzelt, Frau Patzelt bitte!“ Jetzt ist es Zeit, sich in den unmittelbaren Bühnenbereich zu begeben. Die grauen Gänge entlang, die Treppen hinunter, wieder an der Maske vorbei Nun muss sie auf der Bühne das umsetzen, was sie das Studium gelehrt hat. Mit großen Gesten und viel Kraft in eine Rolle zu schlüpfen, die ihrem wahren Naturell nicht entspricht: eine

grimmige alte Frau, die keine rechte Freude mehr am Leben zu haben scheint. Sie spielt die Anti-Heroine, und doch schließen sie die Kinder im Laufe des Stückes in ihr Herz. Auch sie bemerken, was jeder im Saal spürt: Judiths Liebe zu ihrem Beruf und ihr Spiel aus ganzem Herzen.



Von magentafarbenen Bienen und Heuschrecken im Winter

Zur Schließung des Telekom Callcenters in Münster

Timo Prünke

Kalt ist es dieser Tage. Wahrscheinlich kein Heuschreckenwetter. Zeigen sich Schwärme dieser Tiere momentan doch lieber in wärmeren Gefilden und nicht in unseren Breiten. Doch Nahrung gibt es überall. Und das im Überfluss. Nicht grüne Felder, Wiesen oder dichte Laubhaine erregen das Schmatzen der kleinen possierlichen Tierchen. Es ist die Schließung des Telekom Call-Centers am Standort Münster, und damit verbundene Einsparungen, was den Fresswahn auslöst. Hier wächst nicht zusammen, was doch lange zusammen gehört. Hier wächst zusammen, was wirtschaftlich rentabel ist. Wird der Gewinn eines Unternehmens als Differenz von Ertrag und Aufwand zum eingesetzten Kapital ins Verhältnis gesetzt, spricht man von Rentabilität - wohl auch im Tierreich.

Still und unbeirrt reiben sie sich die gesägten Beinchen. Pardon, die Hände. Survival of the fittest. Dem Wettbewerb ein Stück stärker entgegen. Geiz ist eben nicht nur Geil, sondern macht satt. Die Heuschrecken wohlgemerkt. Es ist kalt, überleben sollen sie ja auch.

Übertrieben? Der Sache nicht gerecht? Ein Aufschrei? Über-

wintern werden die Drohnen und Arbeiter noch in Münster, aber die Planung steht: Recklinghausen wird das neue Revier. Den Begriff Heuschrecken möge man verzeihen. Aber hier fressen gierige Mäuler. Mäuler fressen Arbeit auf. Das Summen wird ausklingen im Münsterschen Bienenstock, die Waben werden geleert. Der Ertrag passt, doch das Lagern ist zu teuer. Zu viel Bienenstöcke, zu weit verstreut. So ändern sich die Zeiten. Es sind 130 Bienen, die in Zukunft andere Routen auf

ihrem Weg zum Honig befliegen. Das sind Einige von Vielen. So sind dem Schreckenschwarm aus Bonn doch 39 Standorte zu viel. 24 Sollen es sein. Koste es, was es wolle. Unsozial? Wie wird das gehen? Gehen die Familien gleich mit? Oder fliegt die Biene jeden Tag zwei Stunden länger von Münster nach Recklinghausen? Die Schrecke interessiert das nicht. Muss sie auch nicht. Sie frisst und frisst und frisst.



Die biblische Plage: Schmatzende Schrecke. (© schemmi / PIXELIO)



Die Kleine Schwarze

Anne Breitenbach

Was für Berlin der Knut, ist für Münster die Petra. Wir erinnern uns: Schwarze Schwänin, weißes, schwanenförmiges Tretboot, Aasee, große Liebe und so weiter (das Geschlecht des Bootes wurde implizit als männlich vorausgesetzt). Das war 2006. Seitdem zog Petra zu Beginn der Tretbootport-Winterpausen regelmäßig in den Allwetterzoo. Dafür wurde sie samt Plastiklover und mit einer Traube aus Journalisten und Kamerateams im Schlepptau Richtung Winterquartier geschippert und zu Beginn der Tretbootport-Saison – gleichermaßen begleitet – wieder zurück.

Journalisten und Kamerateams schwärmten ebenfalls aus, als wir erinnern uns, die öffentlichkeitsrelevante Liaison durch eine Affäre mit dem lebendigen Höckerschwan „Paul“ abgelöst wurde und auch, als dieses Liebesglück zerbrach, als Petra erneut mit dem Boot und später mit einem unbekannten lebendigen Begleiter gesichtet wurde – an medialer Berichterstattung herrschte kein Mangel. Mittlerweile hat das Spektakel globale Ausmaße angenommen. In mexikanischen und chinesischen Zeitungen war Petra bereits Titelthema. Die staatliche Univer-

sität Kyoto möchte Petra zu wissenschaftlichen Untersuchungen für 18 Monate ausleihen und bietet Münster dafür im Gegenzug 500 Koi-Karpfen.

Es ist eben genau wie bei den Promis unserer eigenen Spezies: Nichts kann so schlagzeilentragend sein wie ein wechselhaftes Liebesleben, insbesondere dann, wenn sich dabei ein farblich definiertes Beuteschema ausmachen lässt. Und wir wollen auch sonst alles wissen. Wo ist Petra eigentlich am besten beim Gründeln zu beobachten? Hat sie sich tendig den Bürzel stutzen lassen? Was hat sie in ihrem Kurzurlaub in Hiltrup gemacht? Ist Nachwuchs zu erwarten? Alles wollen wir wissen. Und wir werden mit Sicherheit auch noch alles erfahren. Exklusiv in Farbe und mit neuen spannenden, bislang unveröffentlichten Details.

Wie es sich gebührt, hat Petra inzwischen einen offiziellen Fanclub mit dem wohlklingenden Namen „Freundeskreis schwarze Petra“. Vor kurzem baute dieser ihr als Alternative zum Zooquartier eine Winterhütte in der Nähe des Aasees. Die Hütte trägt ebenfalls einen wohlklingenden Namen: „Petra's gute Stube“ (um den besitzanzeigenden Charakter klarzustellen, durfte der standesge-

mäße Apostroph nicht fehlen). So ist das eben bei Promis: Ein bisschen Extra-Service muss schon sein. Petra soll die gute Stube noch nicht in Betrieb genommen haben. Ein bisschen Snob muss schon sein.

Bald ist Petra lang genug im Geschäft, um ihre eigene Casting-Show zu bekommen: „Germany's Next Top Swan“. Dort wird sie junge Wasservogeltalente fördern. Dann ist es auch nicht mehr weit bis zur Petra-Doku-Soap, in welcher sie den Zuschauern exklusive Einblicke in ihr bewegtes Privatleben geben wird. Gottschalk wird sie zur Betreuung der Tierwette einladen, Geissen

zur Abgabe lockerer Statements über Musikhits, in der Kocharena wird sie köstliche Menüs zubereiten und bei Uri Geller Kontakt zu fernen Welten aufnehmen dürfen.

Aber was, wenn der Starrummel einmal abebben sollte? Petra könnte als Testimonial für Werbespots fungieren. Die Bandbreite ist groß: Zartbitterschokolade

oder die Frauenzeitschrift Petra würden sich anbieten. Auch Schreibgeräte der Marke Schwan Stabilo erscheinen geeignet. Und wenn die Karriere dann einmal wirklich lang zurückliegt, nimmt Petra zusammen mit ihren Eisbär-Kollegen Knut aus Berlin und Flocke aus Nürnberg am „Perfekten Promi-Dinner“ teil.

Doch noch ist sie uns und der Medienwelt ja erhalten und wir verfolgen gespannt weitere Entwicklungen. Als nächstes anlässlich ihrer diesjährigen Winter-Umzugs-Show, wenn der rote Teppich ausgerollt wird, Fans aus aller Herren Länder anreisen und kreischend an den Absperrungen stehen. Ob sie in Begleitung kommt? Und was sie wohl tragen wird? Mir schwant, das Kleine Schwarze.



Aus Spaß an der Musik

Frank Dietrich, 38 Jahre alt, ist als Booker seit über 15 Jahren einer der Macher im Gleis 22 an der Hafenstraße, Münsters bekanntester Konzertlocation, die von Lesern von VISIONS und Spex, zwei bekannten deutschen Musikzeitschriften, mehrmals zum besten Club Deutschlands gewählt wurde. Wir haben mit ihm über seinen Job, das Gleis 22 und die Musikszene gesprochen.

Tobias Knoop



Bild: Ingrid Fischer

Frank, wie sieht dein Arbeitsalltag als Booker aus?

Meine Arbeit findet fast ausschließlich im Vorfeld der Konzerte statt. Zunächst einmal muss ich Angebote sichten und Verträge abschließen. Früher kamen dann immer massenweise Demobänder von unbekannten Bands rein, das ist zum Glück heute nicht mehr so. Ich muss meistens nur einmal bei Myspace rein schauen. Wenn ich eine Musikzeitschrift lese oder im Internet rumsurfe, dann achte ich schon automatisch auf Sachen, die interessant für uns sein könnten. Dann

kläre ich natürlich erst einmal ab, ob die betreffenden Bands überhaupt für das Gleis zu bekommen sind. Außerdem ist das ganze Drumherum mein Job, die Logistik, ich buche beispielsweise die Hotels für die Band und ihre Begleitung.

Du arbeitest hauptberuflich im Stadtteilcafé in Münster-Gievenbeck. Wie bekommst du diesen Job und deine Arbeit hier unter einen Hut?

Das ist kein Problem für mich. Ich arbeite 30 Stunden pro Woche in meinem normalen Beruf für die Stadt und 20 Stunden im Gleis 22. Das Gleis 22 ist ein Hobby für mich, ich bin Ehrenamtler und bekomme nur eine Aufwandsentschädigung. Da bin ich mit viel Herzblut dabei.

Was ist denn deine Motivation, soviel Arbeit und Zeit in das Gleis zu stecken, wenn du gar nicht richtig dafür bezahlt wirst?

Ich mache das aus Spaß an der Musik. Natürlich freue ich mich, wenn eine Band wie Klee zwei Tage hintereinander das Gleis

füllt und dadurch Geld reinkommt. Aber Spaß an der Freude und auch an der guten Teamarbeit hier sind meine Hauptbeweggründe. Unser Team arbeitet ehrenamtlich. Reich werden kann und will hier keiner.

Du bist ja inzwischen in der alternativen Musikszene sehr bekannt und das „Gesicht“ des Gleis 22 für Konzertagenturen und andere Kontakte. Hast du nicht den Ehrgeiz, deinen Nebenjob hauptberuflich zu machen, vielleicht in einer größeren Konzertlocation?

Nein, der Ehrgeiz war sicherlich mal da, aber wenn ich hauptberuflicher Booker wäre, hätte ich eine 60 Stunden-Woche bei schlechter Bezahlung und könnte natürlich meinen Job bei der Stadt nicht mehr nebenher machen. Außerdem müsste ich für eine riesige Halle auch Konzerte unter rein kommerziellen Gesichtspunkten buchen, um möglichst viel Publikum zu locken und Kohle zu machen. Das deckt sich nicht mit meinem Anspruch. Ich mache mir da keinerlei Illusionen,

denn ich weiß, dass die meisten Leute, die in großen Läden arbeiten, auch eher schlecht als recht klarkommen. Ich habe das mit dem Gleis schon sehr gut getroffen, denke ich.

Du arbeitest schon seit 1993 im Gleis 22. Wie hat das alles damals angefangen?

Damals war das Gleis ganz anders aufgebaut. Der Raum, in dem heute die Konzerte stattfinden, war damals nur halb so groß. Die andere Hälfte, da wo jetzt die Bühne ist, war ein Tischtennisraum und die kleine Empore neben der Theke war damals die Bühne. Wir hatten ein „Mittwochskonzept“, also jeden Mittwoch ein Konzert für 5 Mark Eintritt. Das hat sich dann langsam entwickelt und irgendwann kamen dann immer mehr Angebote. Dann kam diese ganze Grunge- und Indie-Schwemme, zum Beispiel die heute sehr bekannten Bands Afghan Whigs, Tocotronic oder Notwist. Tocotronic haben zum Beispiel im Gleis 22 mal vor 30 Leuten gespielt, im Vorprogramm von einer anderen Band. Der gute Gleis-Ruf ist halt einfach über die Jahre und durch kontinuierliche Arbeit entstanden.

Euer guter Ruf zeigt sich auch darin, dass das Gleis schon mehrmals Votings als „Bester deutscher Musik-

club“ in Musikzeitschriften gewonnen hat. Wie erklärst du dir, dass dieser winzige Laden dieses unglaubliche Renommee hat?

Es ist einfach so, dass sich Gutes beim Publikum herum spricht. Auch die Bands reden auf Tour miteinander über die Clubs, und da stehen wir wohl auch immer gut da. Wenn dann eben die guten Bands kommen, kommt auch das Publikum. Natürlich haben diese Abstimmungen auch einiges an Popularität gebracht. Ohne anmaßend wirken zu wollen, würde ich mal behaupten, dass wir uns schon ganz gut verkaufen können. Lustig ist, wenn Leute das erste Mal ins Gleis gehen wollen. Dann denken die: „Wow, geil, wir gehen ins Gleis!“ und kommen die dann hier rein, sagen sie: „Oh, ist das klein!“.

Gibt es für das Gleis ein Konzept, nach dem ihr die Bands bucht oder ist das wirklich nur dein persönlicher Geschmack?

Das ist ganz schwer zu sagen. Wenn Bands anfragen oder auch Agenturen, die noch nie mit uns zusammengearbeitet haben, sage ich denen immer, sie sollen mal auf unsere Homepage schauen. Da sieht man schon, in welche Richtung die Musik bei uns geht. Wir machen viel, aber keinen Metal und keine Gruftie-

Musik. Da gibt es zwar auch gute Sachen, aber die passen eben nicht ins Gleis. Wir machen Indie, aber was ist Indie? Es gibt guten und schlechten Indie und ich möchte mir nicht anmaßen, dass bei uns nur der Gute läuft. Für meinen Geschmack natürlich schon. Es muss einfach passen.

Das Gleis 22 ist ja nicht nur Konzertlocation, sondern auch Teil eines Kulturzentrums der Stadt Münster. Gibt es da in irgendeiner Weise Konflikte?

Nein, überhaupt nicht. Das ist von der Stadt ja so gewollt, dass das hier in diesem Rahmen stattfindet. Ich wüsste nicht, wann ich das letzte Mal etwas von der Stadt angewiesen bekommen habe. Das war wahrscheinlich vor ungefähr 15 Jahren in meiner Anfangszeit. Konflikte gibt es nicht. Aber warum auch? Ich denke, wir machen das gut hier. Die Stadt freut sich, wir sind ja auch eine Art Aushängeschild für sie.

Du bist schon so viele Jahre hautnah dabei. Fällt dir spontan eine Anekdote oder eine witzige Geschichte ein?

Marky Ramone, der Schlagzeuger von den Ramones, war ein eigenartiger Vogel. Der brauchte als einziger Mensch hier jemals

einen zweiten Backstage-Raum, den haben wir ihm dann eingerichtet. Der trägt nämlich Perücke. Und hat nach dem Konzert seine Turnschuhe signiert und sie hier verkauft, ziemlich eigenartig.

Was sind für dich in all den Jahren Highlights im Gleis 22 gewesen?

Absolute Highlights sind für mich persönlich immer die Konzerte von Station 17. Das ist eine Band, die aus behinderten und nicht-behinderten Musikern besteht. Das ist einfach großartig, denn Behinderte sind oft offen und direkt. In der Band sind auch Menschen mit dem Down-Syndrom, und die gehen auf der Bühne immer unheimlich aus sich heraus. Das sind so Highlights, da steht man und denkt, das ist geil. Dann weiß man, wofür man den Job hier macht.

Du beobachtest natürlich aufgrund deines Jobs sehr genau die Musikszene. Hat sich dort in den letzten Jahren etwas verändert?

Die Musikszene hat sich schon sehr verändert. Früher war der Eintritt viel günstiger, es gab relativ wenig Bands und das Publikum kam dann eben, man konnte machen, was man wollte. Heute gibt es unglaublich viele Bands und Veranstalter, und jeder, der ein Instrument in die Hand nehmen kann, macht auf

Myspace sein Demo und denkt, er kann auch auf Tour gehen. Da gibt es dann doch viel Schrott. Guck mal in Musikmagazine, wer liest denn diese ganzen Plattenkritiken, wer kauft all die Platten und geht auf diese vielen Konzerte? Das frag ich mich immer. Die Konkurrenz ist viel härter geworden, auch für uns. Mit dem Club Amp am alten Güterbahnhof hier in Münster kommen wir zum Beispiel sehr gut klar und sprechen uns auch mit den Machern da ab, aber wir wissen natürlich, dass wir uns gegenseitig immer ein paar Leute kosten. Die Musikindustrie jamert heutzutage immer wegen sinkenden CD-Verkäufen und illegalen Downloads, aber da will ich mich nicht einreihen. Bei uns läuft es nach wie vor gut.

Alternative Musik und vor allem Indie ist in den letzten Jahren wieder angesagter, auch bei jüngeren Leuten. Siehst du das auch so?

Ja, das stimmt, diese Musik geht grundsätzlich wieder ganz gut. Es gab mal so eine Phase, um den Jahrtausendwechsel, da waren Dancefloorsachen total angesagt und Indie ging gar nicht mehr. Das war richtig schrecklich. Jetzt haben wir da wieder ein ganz gutes Level erreicht. Inzwischen wird ja auch im Indiebereich viel stärker mit elektronischen Elementen gearbeitet. Es waren auch schon etli-

che Elektro-Indie-Bands im Gleis und das finden wir auch sehr gut. Aber auch wenn Indie-Musik wieder gut funktioniert, muss man aufpassen, dass man für Abwechslung sorgt. Wir haben öfter Ska-, Funk- oder Dancefloorsachen im Programm und auch das funktioniert sehr gut.

Frank, vielen Dank für das Gespräch!



Bild: Kerstin Brandner

Fakten zum Prahlen und Protzen

- Im Allwetterzoo verspeisen die Tiere jährlich durchschnittlich 400 kg Mehlwürmer.

- Erstes Halbjahr '08: Doppelt so viele Fehllarme bei der Feuerwehr (mit böser Absicht) als '07.

- Im 19. Jahrhundert glaubten Wissenschaftler, beim Radfahren könne sich das Gesicht verformen. Unbedeutend für Münsteraner: Hier gibt es knapp doppelt so viele Fahrräder wie Bewohner, nämlich ca. 500.000.

- Der Freundeskreis „Schwarze Petra“ zählt 38 Mitglieder.

- Du kannst mich mal „am Tokus malochen“ (= am Arsch lecken). Eine Redewendung der Münsteraner auf Masematte (frühere Sprache der Arbeiter, Händler und Gauner).

- In Münster leben die „höchsten“ Tiere der Welt. Bis zu 5,80 m „hoch“ kann ein Bulle der Netzgiraffen werden.

- Touristen verweilen durchschnittlich 2,2 Tage in Münster.

- Die durchschnittlich höchste Lebenserwartung gibt es in Münster: Männer 76,3 Jahre, Frauen 83,1 Jahre. (Der Bundesdurchschnitt zum Vergleich:

Verzichtbares Wissen über Münster, das man im Gedächtnis behält



Foto: dreizehn28 (www.flickr.com)

Jana Hollenberg

Männer 74,5 Jahre, Frauen 80,6 Jahre).

- Fahrrad-Highway: Die Promenade zählt bis zu 1.200 Fahrräder pro Stunde.

- Aasee: Chlorophyll-a-Konzentrationen von bis zu 900 Mikrogramm pro Liter Wasser. Zum Vergleich: Badegewässer werden ab einem Wert von 150 Mikrogramm für Badende gesperrt.

- Münsteraner Studenten geben im Monat durchschnittlich 61,26 € für Schuhe aus.

- 2007 wurden 1.074 Kilogramm Heroin, 1.878 Kilogramm Kokain und 3.770 Kilogramm

Marihuana von der Polizei sichergestellt.

- Das Gewicht eines Paketes für einen Gefangenen der JVA Münster darf einschließlich der Verpackung zu Weihnachten 5 kg und zu Ostern 3 kg nicht überschreiten.

- Töttchen: westfälische Spezialität aus dem Münsterland, ursprünglich ein Arme-Leute-Essen, bei dem Lunge, Herz vom Rind mit Zwiebeln und Essig zu einem süß-sauren Ragout verkocht werden.

- Werbung auf einem Gepäckband im Flughafen Münster/Osnabrück kostet 12.500,00 € pro Band pro Monat.

Große Politik im kleinen Haus

Ein Vormittag mit der AStA-Vorsitzenden.

Tobias Knoop

Ninja Schmiedgen ist nervös. Die junge, sympathische Frau spielt ununterbrochen an ihren Fingern herum. „Ich habe heute Nacht nur eine Stunde geschlafen, im Sitzen, an meinem Küchentisch“, erzählt sie und lächelt dabei etwas müde. Sie trägt einen Kapuzenpullover, Jeans und Turnschuhe und sieht damit rein äußerlich gar nicht so aus, wie man sich eine Politikerin vorstellt. Aber der Eindruck täuscht, Ninja ist Vorsitzende des Allgemeinen Studierenden Ausschuss (AStA) und damit im Prinzip Münsters oberste studentische Hochschulpolitikerin. Seit April 2008 hat sie das Amt inne und heute ist der vielleicht wichtigste Tag in ihrer Amtszeit, denn in einer Senatssitzung der Uni wird darüber abgestimmt, ob es an der Uni Münster weiterhin Studiengebühren von 275 Euro gibt oder nicht. Ninja ist für die Abschaffung der Gebühren. Sie sitzt an ihrem Schreibtisch in dem winzigen Büro im ersten Stock des kleinen AStA-Häuschens, das auf der linken Seite vor dem Schloss liegt. In dem Raum ist es ruhig, nur das Surren des Computers ist zu hören. Und die Geräusche, die vom Flur herein dringen. Der AStA gleicht einem Bienenstock

an einem solchen Tag. Eine große Demo ist geplant, sie soll vom Hauptbahnhof durch die Innenstadt bis zum Schloss führen. Dort wird dann, zeitgleich zur Senatssitzung, die Vollversammlung aller Studenten der Uni stattfinden. So werden Banner für die Demonstra-

wird nicht einfach, es gibt ein massives Polizeiaufgebot, die werden alles daran setzen, dass die Sitzung plangemäß über die Bühne gehen kann.“ Drei Hundertschaften seien heute angeblich in Münster im Einsatz um Demo und Senatssitzung zu begleiten, sagt Ninja und



tion gemalt, Flyer eingepackt und Kontakte zu Helfern und Medienvertretern gehalten. Der einfachste Weg, die Entscheidung über die Gebühren zu verhindern, wäre eine Erstürmung der Senatssitzung. Das hat schon einmal geklappt, im Frühjahr 2007, vor der Einführung der Studiengebühren. Ninja hofft auch heute darauf, aber sie weiß auch: „Das

schüttelt entrüstet den Kopf. „Ich finde das völlig übertrieben. Wir werden ja friedlich protestieren.“ So müssen die Studentenvertreter im Senat versuchen, die Abschaffung der Studiengebühren auf reguläre Art und Weise durchzusetzen. Ninja weiß, dass das unwahrscheinlich ist. Im Senat sitzen 23 stimmberechtigte Mitglieder, darunter vier Studenten, aber größ-

tenteils Angestellte der Uni. Die Professoren, die in dem Gremium die Mehrheit bilden, werden fast alle für die Studiengebühren stimmen, das ist Ninja klar. Sie ist sich sicher, dass zwei Studentenvertreter ihr Votum gegen die Gebühren abgeben werden, hofft aber auch auf die Stimmen einiger unsicherer Kandidaten. Der Senat ist das wichtigste Gremium, wenn es um Entscheidungen geht, die die Universität in ihrer Gesamtheit betreffen oder von grundsätzlicher Bedeutung sind. Ninja selbst ist nicht stimmberechtigt sondern nur beratendes Mitglied des Senats. „Das bedeutet, dass ich jedes Mal wenn ich was sagen will, mich erst wieder neu melden muss, was ziemlich nervig sein kann“, erklärt sie augenzwinkernd, „aber ich gehe mal davon aus, dass ich zum Thema Studiengebühren zu Wort kommen werde.“

Ninjas Büro, nicht einmal zehn Quadratmeter groß, ist spartanisch eingerichtet. Rechts neben der Tür steht ein altes Bücherregal mit Ordnern. Die Ordner enthalten Sitzungsprotokolle und Berichte aus den verschiedenen AStA-Referaten. Die Referate sind die verschiedenen Ressorts, die die Mitarbeiter des AStA betreuen, beispielsweise das Antirassismus- oder das Finanzreferat.

Neben den Ordnern befinden sich in Ninjas Regal auch einige leere Wein- und Bierflaschen.

Ninja und die anderen, die sich hier ehrenamtlich für eine geringe Aufwandsentschädigung engagieren, sind eben normale Studenten. In einer Ecke des Raumes dient ein alter, abgenutzter Sessel, der gemütlich aussieht, als Besucherstuhl. Das kleine Fenster geht in Richtung Innenstadt hinaus, das Büro liegt auf der vom Schloss abgewandten Seite des AStA-Hauses und so ist ein Aus-

„...es gibt teilweise haarsträubende Geschichten, zu welchen Notsituationen Studiengebühren führen.“

schnitt von Münsters Skyline mit der Überwasserkirche zu sehen, trostlos vor dem grauen Himmel. Es nieselt und es ist kalt. „Das Wetter ist natürlich schlecht für uns“, seufzt Ninja, „es werden dadurch weniger Leute zu Demo und Vollversammlung kommen.“ Sie wendet sich dem Schreibtisch zu, der den Großteil des Raumes einnimmt. Ziemlich chaotisch sieht es darauf aus. Ein Wust von Papieren, bunten Flugblättern und Aktenordnern liegt darauf. An den beiden Flachbildmonitoren im Ruhezustand, die auf dem Tisch stehen, hängen rundherum dutzende, voll gekritzelte, gelbe Haftnotizen. Auf einem der Monitore erscheint ein Word-Dokument, als Ninja den Bildschirmschoner ausschaltet. „Das ist mein Redemanuskript für die Senatssitzung“, erklärt sie. „Ich weiß zwar, was ich sagen will, aber damit ich besser reinkomme, schreibe ich mir das

lieber auf.“

Ninja kann ihre Überzeugung als Gegnerin der Studiengebühren mit Fallbeispielen untermauern. „In der Sozialberatung, die auch zu meinen Aufgaben zählt, gibt es teilweise haarsträubende Geschichten, zu welchen Notsituationen die Studiengebühren führen“, erzählt sie. Einige davon will sie in der Senatssitzung schildern. Sie erzählt die Geschichte einer georgischen Studentin in Münster, deren Vater gestorben ist und die sich wegen der Studiengebühren keinen Heimflug zu seiner Beerdigung leisten konnte. „Die Uni kümmert sich nicht um solche Härtefälle“, empört sie sich „das bleibt alles an uns hängen, dabei hat sie doch die Gebühren eingeführt.“ Sie arbeitet ein paar Minuten wieder konzentriert an ihrem Manuskript, als es an der Tür klopft. Ninja öffnet. Ein junger Mann mit Rauschbart will etwas wegen der Demoplanung wissen. „Da muss ich mich persönlich drum kümmern“, erklärt sie entschuldigend und springt auf. Nach wenigen Minuten ist sie wieder da. „Heute ist wirklich Stress pur hier“, stöhnt sie, aber sie lächelt dabei.

Eigentlich studiert sie Politik- und Kommunikationswissenschaft, aber für das Studium hat sie während ihrer einjährigen Tätigkeit als AStA-Vorsitzende keine Zeit. „Deshalb macht das eigentlich jeder Vorsitzende nur

ein Jahr“, erklärt sie, während sie gedankenverloren mit einem Kugelschreiber Kreise auf einen Notizzettel malt. „Es ist eben ein Fulltimejob, ein gescheites Privatleben zu führen ist schon ziemlich schwer.“ Dann lächelt sie wieder und zuckt mit den Schultern: „Aber es macht auch eine Menge Spaß und ist sehr interessant.“ Sie wendet sich wieder dem Computer zu, sucht in dem Chaos auf dem Schreibtisch und zieht schließlich triumphierend ein Buch hervor. „Gestatten: Elite – Auf der Spur von den Mächtigen von morgen“ steht auf dem Einband. „Das ist ziemlich gut“, sagt Ninja und erläutert, dass sich das Buch kritisch mit dem Begriff der Elite auseinandersetze und die Autorin bei ihrer Recherche in deutschen Eliteuniversitäten festgestellt habe, dass dort weniger die geisti-

„Jetzt heißt es hoffen, vielleicht schaffen wir es ja wirklich, dass die Gebühren abgeschafft werden.“

ge, als vielmehr die vermögende Elite versammelt ist. „Da stehen nur BMW und Mercedes auf dem Uniparkplatz. Ähnliche Verhältnisse wird es bald auch bei uns geben, wenn das mit den Studiengebühren so weiter geht“, sagt sie vorwurfsvoll. „Ich werde einige Zitate aus dem Buch in meiner Rede bringen.“ Es klopft wieder an der Tür, Ninja öffnet. Ein anderer Mann

betritt den Raum. Ninja beratschlagt mit ihm, wann sie zum Bahnhof fahren sollen. Sie verabreden, dass sie um viertel vor zwei losfahren, um 14 Uhr soll die Demo beginnen. „Ich lasse mich aber nur kurz am Bahnhof sehen. Dann muss ich schnell wieder zurück zum Schloss, zur Sitzung. Ich gehe die Demo nicht mit.“ Ninja klingt entschlossen. Sie erzählt, dass auch Vertreter einiger Fachhochschulen aus Nordrhein-Westfalen bei der Demo dabei sein werden. Auch für Ninjas Mitstreiter im AStA hat die hektische Phase der Vorbereitung für Demonstration und Versammlung längst begonnen. „Ich muss mich auch gerade bei so einem Anlass auf die anderen Leute hier verlassen können“, erzählt sie. „Ohne Teamarbeit geht hier nichts, auch wenn ich aufgrund meiner Position als Vorsitzende meistens natürlich für alles gerade stehen muss.“ Trotz der Störungen schafft Ninja es, sich zwischendurch wieder auf ihre Rede zu konzentrieren. Endlich ist sie fertig, es ist bereits halb zwei. Ninja drückt sie sich aus. „Mehr kann ich vorher nicht mehr machen. Jetzt heißt es hoffen, vielleicht schaffen wir es ja wirklich, dass die Gebühren abgeschafft werden.“ Das wäre, so vermutet die Asta-Vorsitzende, ein bundesweites Signal gegen Studiengebühren, weil die Uni Münster eine der größten deutschen Hochschulen ist. Ninja blickt nervös zur Uhr. Noch eine

Viertelstunde bis Abfahrt. Sie schlüpft in ihren Mantel. „Ich gehe jetzt mal nach draußen und rauche eine Zigarette“, sagt sie und schon ist sie aus der Tür. Draußen empfängt sie unange-

„...es erwartet jeder von uns, dass wir verlieren. Also kann man nur gewinnen.“

nehme, feuchte Kälte. Es nieselt noch immer, kein Lichtstreif ist am Horizont zu erkennen. Ninja zieht an ihrer Zigarette, lässt den Rauch einige Sekunden in der Lunge und atmet ihn dann aus. Sie wendet sich an den Mann neben ihr, er ist Senatsmitglied, einer der beiden sicheren Stimmen gegen die Studiengebühren: „Und? Meinst du wir gewinnen heute?“ Er antwortet: „Weiß nicht, aber es erwartet jeder von uns, dass wir verlieren. Also kann man nur gewinnen.“ Ninja nickt zu stimmend und sieht zum Schloss hinüber. Jedenfalls wird sie kämpfen, das steht fest.

Die Gegner der Studiengebühren erhielten bei der Senatssitzung am 17.12.2008 nur sieben von 23 Stimmen. Die Gebühren belaufen sich auch in Zukunft auf 275 Euro pro Semester. Die Festlegung der Gebühren ist unbefristet.



4 x in Münster

OHNE TERMIN

kopf.salat
hairstudio
www.kopfsalat-münster.de

MENSA I: Mo.-Fr. 9.30h - 19.00h Sa. 9.30h - 14.30h

MENSA II: Mo.-Fr. 10.00h - 18.00h

HILTRUP (Meesenstiege 52): Mo.-Fr. 9.00h - 18.30h Sa. 9.00h - 15.00h

WOLBECKERSTR. 42: Mo.-Fr. 9.30h - 19.00h Sa. 10.00h - 16.00h



„Wie ein altes Schiff“

Auf dem ehemaligen Industriegelände am Hawerkamp ist eine alternative Kunst- und Kulturszene entstanden

Thomas Eßer und Marco Rustemeyer

Alte Fabrikhallen, mit Graffiti besprühte Wände, ein paar verrostete Stahlträger. Auf den ersten Blick ein altes, brachliegendes Industriegelände. Doch hier am Hawerkamp im Südosten Münsters befindet sich eines der wichtigsten kulturellen Zentren der Stadt.

In unmittelbarer Nähe zum Messegelände mit der Halle Münsterland und zum großen Cineplex-Kino hat sich eine ganz eigene alternative Kunst- und Kulturszene entwickelt. Verschiedene Betreiber mit den unterschiedlichsten Interessen und Zielgruppen nutzen die alten Industriegebäude und Lagerhallen. Ähnlich wie zum Beispiel in Düsseldorf am Medienhafen oder im Duisburger

Innenhafen wird hier ein altes Industriegelände für kreative Zwecke genutzt. Das Besondere am Hawerkamp ist, dass dieser vom Verein „Erhaltet den Hawerkamp“ komplett selbst verwaltet wird. Dabei prallen teilweise unterschiedliche Interessen aufeinander, was im Jahr 2007 zu Streitigkeiten innerhalb des Vereins geführt hat. Die Konflikte konnten allerdings, auch durch die Wahl eines neuen Vorstandes, gelöst werden. Nun besteht für den Verein Planungssicherheit bis 2015. Bis dahin sollen viele Gebäude saniert werden. So auch das ehemalige Industriegebäude Haus A, in dem früher Beton und andere Baustoffe hergestellt wurden. Es beherbergt heute einige der

über 50 am Hawerkamp ansässigen Künstler. In der unteren Etage hat Christiane Schöpfer ihr Atelier. Ein großer, weiß gestrichener Raum mit hohen Fenstern an der Kopfseite. Vor den Fenstern steht eine kleine Sitzgarnitur: Ein niedriger Tisch, ein Sessel und ein Sofa. Einige der Skulpturen, die die Künstlerin in ihrem Atelier anfertigt, sind auf einem Tisch an der Wand versammelt: Büsten und kleine Ganzkörper-Plastiken. „Zur Herstellung verwende ich dabei alle erdenklichen Materialien: Gips, Ton, Pappmaché und viele andere“, sagt Christiane Schöpfer und nippt an einer Tasse Tee. Zweimal im Jahr öffnen die Ateliers ihre Tore: Beim eintägigen Frühjahrssalon und bei den of-

fenen Ateliers im Oktober, die ein Wochenende dauern. Diese Gelegenheit wird gut angenommen, mittlerweile gibt es eine echte Fangemeinde, die keine dieser Veranstaltungen verpasst. Eines der Ziele der Vereinsmitglieder ist, den Hawerkamp als kulturelles Gegengewicht zum urbanen „Kreativ-Kai“ am Stadthafen zu etablieren.

Christiane Schöpfer lebt seit acht Jahren in Münster. Ihre künstlerische Ausbildung hat sie mit einem Studium in Hamburg begonnen. „Dort habe ich Graphik- und Produktdesign, Fachrichtung Bildhauerei und Zeichnerie studiert“, sagt sie. Darüber hinaus ist die Künstlerin ausgebildete Schneiderin und arbeitet für das Münsteraner Puppentheater Charivari. Für dieses entwirft sie Puppen und Kulissen. Christiane Schöpfer schätzt besonders die Vielfalt am Hawerkamp. Neben den Ateliers gibt es das Schwulenzentrum Münster, Clubs, Werkstätten und sogar einen Verlag auf dem Areal. Die bunte Mischung aus Künstlern, Handwerkern, Architekten und Elektrikern habe sie in dieser Form noch kein zweites Mal in Deutschland gefunden. Alle ziehen an einem Strang und das Miteinander hilft jedem – Synergie-Effekte, würde der Betriebswirt sagen. „Der

Leben gerufen wurde, hat sich mittlerweile als jährliche Veranstaltung in Münster fest etabliert. Das Konzept ist einfach: Für einen pauschalen Eintrittspreis, der im vergangenen Jahr fünf Euro betrug, hat der Besucher Zugang zu allen Clubs, Diskotheken und auch zu den Livekonzerten, die auf dem Gelände

Hawerkamp ist wie ein altes Schiff, an dem alle mitarbeiten, um es wieder seetüchtig zu machen“, sagt die Künstlerin. Das Gelände ist auf das große Engagement seiner Mitarbeiter allerdings auch angewiesen. Noch acht Jahre läuft der Mietvertrag mit der Stadt. „In dieser Zeit soll etwas geschaffen werden, was aus Münsters Kulturlandschaft nicht mehr wegzudenken ist“, formuliert Christiane Schöpfer das Ziel der Künstler am Hawerkamp. Das dafür benötigte Geld wird durch verschiedene Maßnahmen erwirtschaftet. Einen wichtigen Beitrag dazu leistet das jährlich stattfindende Hawerkamp-Festival. Dieses Fest, das ursprünglich zur Erhaltung des Geländes ins



Leben gerufen wurde, hat sich mittlerweile als jährliche Veranstaltung in Münster fest etabliert. Das Konzept ist einfach: Für einen pauschalen Eintrittspreis, der im vergangenen Jahr fünf Euro betrug, hat der Besucher Zugang zu allen Clubs, Diskotheken und auch zu den Livekonzerten, die auf dem Gelände

die Natur das Gelände zurück. Metalltüren und Leitern setzten langsam Rost an. Graffiti-Sprayer übten sich an den bröckelnden Wänden. Ein Konkursverwalter hatte die Verfügungsgewalt über die urbane Wüste. Dann wurden einige Studenten, die meisten von ihnen Kunststudenten, auf den Hawerkamp

aufmerksam. Sie nutzten die leerstehenden Gebäude als Experimentierfeld. Wie auf einer großen, leeren Leinwand konnten sie sich ausprobieren. 1992 gründeten sie den Verein Triptychon e.V. und mieteten die zweite Etage des Hauses G des verlassenen Betonwerks Pebüso.

In den großen kahlen Räumen des alten Industriegebäudes lässt Cristina Massaci die Kreissäge aufheulen, um ein großes Stück Spanplatte zu zerschneiden. Durch die Brille mit feinem Gestell nehmen braune Augen Maß. Gelockte, rot-braune Haare fallen auf ihre Schultern. Sie trägt eine dunkle Hose und einen roten Kapuzenpullover, um den Hals hat sie ein dunkles Tuch geschlungen.

Seit den Anfangstagen hat das Triptychon den Vereinsmitgliedern viel Arbeit gemacht. Ursprünglich war es nur eine große Halle, die Mauern wurden in Eigenleistung errichtet. Auch sanitäre Anlagen und Elektrik mussten selbst eingebaut werden. Bei einem derart alten und großen Gebäude gibt es ständig etwas zu werkeln und so gleicht das Triptychon an Wochentagen auch mehr einer Werkstatt als einem Szenetreff. Doch diese Arbeit ist wichtig, soll die Einrichtung in dieser Form weiterbestehen. Jährliche Kontrollen seitens des Ordnungsamtes und der Feuerwehr machen ein hohes Engagement der Vereinsmitglieder notwendig.

Cristina Massaci legt die Kreissäge beiseite und setzt sich in das Büro des Triptychons. Das ist ein zirka zwölf Quadratmeter großer Raum, in dem ein großer Schreibtisch und ein kleiner Tisch mit zwei Sesseln steht. Überall in dem Büro stapeln sich Unterlagen, Aschenbecher, Topfpflanzen und viele andere Gegenstände.

„der Kamp ist eben ein Chamäleon..“



Foto: aliquando, www.flickr.de

„Wir sammeln viel Zeugs – vielleicht kann man das ja noch mal brauchen“, sagt Cristina Massaci. Der Finanzbedarf wird über die Vermietung des Triptychons als Partyraum gedeckt. „Darüber hinaus bieten wir von Zeit zu Zeit Workshops an. Hier können die Teilnehmer zum Beispiel das Siebdruckverfahren erlernen.“ Große Reichtümer kommen so verständlicherweise nicht zusammen. Aber die Philosophie des Vereins ist seit jeher, dass sich die Mitglieder ohne großes Budget ausprobieren können. Christina Massaci wünscht sich allerdings etwas mehr Unter-

stützung durch die Stadt: „Man hat das Gefühl, dass uns von Seiten der Stadt mehr Steine in den Weg gelegt werden, als dass man uns unterstützt“. In diesem Moment kommt ihr Freund Bernhard Kuhlmann herein. Er hat schulterlange dunkelblonde Haare und trägt eine Brille. Bernhard kommt in Begleitung seines schwarzen Mischlingsrunden, der auf den Namen Slayer hört. Bernhard ist Besitzer der Diskothek Sputnikhalle, die sich ebenfalls auf dem Gelände befindet. „Die Stadt hat Geld für jeden Firlefanz, aber sobald es um alternative Kultur geht, sieht’s ganz finster aus“, kritisiert auch er das knappe Engagement der Stadt in diesem Sektor.

Neben der alternativen Szene, scheinen sich mittlerweile auch die sozial besser gestellten und finanzkräftigeren Münsteraner für das ehemalige Industriegebiet zu interessieren. So stellte beispielsweise Ende November 2008 der Verlag Monsenstein und Vannerdat sein Buch über die Edelfautomarke Bugatti auf dem Hawerkamp vor. Zu diesem Zweck wurden sechs der edelsten Karossen der Marke auf das Gelände verfrachtet, was gar nicht so recht ins Bild einer alternativen, subkulturellen Szene passte. Auch das ein Beispiel für die Wandlungsfähigkeit des Hawerkamps, oder um es mit Christiane Schöppers Worten zu sagen: „der Kamp ist eben ein Chamäleon.“



Carsten Peters ist Gründungsmitglied und Vorsitzender des 1999 gegründeten Vereins „Erhaltet den Hawerkamp e.V.“. Der Verein verwaltet den Hawerkamp im Auftrag der Stadt Münster. Promenadenmischung sprach mit ihm über das alte Industriegebiet, - sowie die Aufgaben und Ziele des Vereins.

Erklären Sie uns doch bitte mal den Hawerkamp!

Hier bei uns wird eine Industrie Brache jetzt für andere Zwecke genutzt. Gerade die Verschie-

denartigkeit der Nutzung macht den Hawerkamp für Münster, eigentlich sogar für ganz Deutschland, einzigartig. Wir haben hier Clubs auf dem Gelände, soziokulturelle Vereine, Werkstätten, Künstlerateliers, und einen Verlag. Hinzu kommt die Art, wie wir hier arbeiten, auch das gibt es in Deutschland so kein zweites Mal.

Hier spielen Sie sicherlich auf die Verwaltung des Geländes durch den Verein „Erhaltet den Hawerkamp“ an...

Genau. Wir haben damals, 1999, den Verein gegründet um den Hawerkamp in seiner damaligen Form zu erhalten. Es gab zu der Zeit einen Bebauungsplan, der den Komplettabriss des Geländes vorgesehen hatte. Wir haben dann am Anfang hauptsächlich Öffentlichkeitsarbeit gemacht um auf uns aufmerksam zu machen und die Leute in der Stadt auf unsere Seite zu ziehen. Auch mit Politik und Stadtverwaltung haben wir uns oft unterhalten. 2004 haben wir dann die Möglichkeit bekommen hier die Selbstverwaltung des Geländes zu übernehmen. Der Vertrag mit der Stadt gilt zunächst bis 2015.

Mit welchen Maßnahmen versucht der Verein die Stadt zu einer Verlängerung des Vertrages zu bewegen?

Wir bauen zurzeit eine Halle in eine Ausstellungshalle um. Wir sind dabei in diesem Zusammenhang bestehende Kooperationen beispielsweise mit der Uni und der FH auszubauen. Durch diese und andere Maßnahmen wollen wir den Hawerkamp stärker in Münster integrieren und deutlich machen, dass der Hawerkamp kein isoliertes Gelände, sondern ein fester Bestandteil des kulturellen Lebens der Stadt Münster ist.

Der Verein hat eine sehr heterogene Mitgliederstruktur. Kommt es dadurch oft zu Meinungsverschiedenheiten und wie werden diese gelöst?

Also zunächst einmal verbindet eines die Leute, die hier auf dem Gelände sind: Sie wollen hier weitermachen. Natürlich gibt es, beziehungsweise gab es, vor allem im Jahr 2007, unterschiedliche Ansichten darüber, wie die Zukunft des Geländes aussehen soll. Wie das in demokratischen Institutionen so üblich ist, haben wir dann abgestimmt und einen neuen Vorstand gewählt. Seitdem arbeitet der Verein wieder in sicherem Fahrwasser und alle ziehen an einem Strang.

Herr Peters, vielen Dank für das Gespräch!

Hin und weg

NRW-Semesterticket. Die einen haben's, die anderen nicht. Münsters Uni-Studenten bleiben bisher ohne Fahrschein.

Seit Sommer 2007 steht endlich fest: Studierende, die über ein bestehendes Semesterticket verfügen, können für einen Aufschlag von 37 Euro den kompletten Nahverkehr in Nordrhein Westfalen (NRW) nutzen.

Besonders attraktiv ist das Ticket für Studenten, die sich in Zeiten von Studiengedrücktheiten keine

eigene Wohnung leisten können und jeden Tag zur Uni pendeln müssen. Hinzu kommt, dass viele Studierende obligatorisch Praktika einbringen müssen und diese häufig unvergütet in größeren Städten in NRW antreten.

Das Ticket wurde bereits vor längerer Zeit an vielen Hochschulen eingeführt – zum Beispiel in Köln, Bochum, Aachen, Dortmund, Siegen und Bielefeld. Auch die Studenten der Katholischen Fachhochschule in Münster genießen seit diesem Semester das günstige Zugfahren durch NRW. Die Studenten der Universität und Fachhochschule in Münster gehen bisher noch ohne Fahrschein aus. Das liegt an einem Vertrag zwischen Allgemeinem Studierendenausschuss (AStA) und Verkehrsbetrieben, der noch bis Ende dieses Jahres gültig ist.



VIELE STUDENTEN FAHREN KOSTENFREI DURCH NRW

Um das Ticket schnellstmöglich einzuführen, hat die JUSO-Hochschulgruppe Münster mit einer erfolgreichen Unterschriftenaktion dafür gesorgt, dass sich Studierende parallel zu den Parlamentschaftswahlen Ende November für oder gegen das Ticket aussprechen können.

Wenn diese Urabstimmung eine Mehrheit erreicht, tritt der AStA mit den Verkehrsbetrieben in Verhandlung, damit es für die Studenten an der Universität Münster ab dem Sommersemester 2009 heißt: „Hin und weg“ in NRW.



Hin und weg

Auf zu den Parlamentschaftswahlen – Jede Stimme zählt!

Am 24. November ist es endlich soweit: Studenten der Universität Münster haben vier Tage lang die Chance, sich parallel zu den Parlamentschaftswahlen für das lang ersehnte NRW-Semesterticket auszusprechen.

Viele Studenten steigen in NRW schon länger in den Zug, ohne lange im Portemonnaie rumwühlen und sich wundern zu müssen, wo schon wieder das ganze Geld geblieben ist – Sie fahren kostenfrei mit dem Nahverkehr durch NRW. Das Gegenargument des unabhängigen Fachschaften Forum (UFaFo) – es wäre eher ein Freizeitticket und gerade finanziell schwache Studenten könnten es zusätzlich belasten – ist nicht sehr überzeugend. Bereits nach zwei Bahnfahrten nach Köln hat sich das Ticket bereits rentiert.

Nicht zu vergessen ist, dass das NRW-Ticket eine Erweiterung zu dem obligatorischen Semester-Ticket ist und somit auch weiterhin Fahrten nach

Holland und Strecken in Niedersachsen kostenfrei bleiben!

Die Urabstimmung nächste Woche verläuft nach dem Solidaritätsprinzip. Also, nix wie hin: Jede Stimme zählt!

Wahlergebnis negativ



Die Studenten der Universität Münster haben gegen die Einführung des NRW-Tickets gestimmt

Während der Parlamentschaftswahlen vom 24. bis 27. November hatten die Studenten der Universität Münster die Gelegenheit, für die Einführung des NRW-Semestertickets zu stimmen. Doch das Ergebnis fiel negativ aus: Lediglich 74% der Wähler haben für das Ticket gestimmt, 88% wären nötig gewesen, damit der AStA Verhandlungen mit den Verkehrsbetrieben aufgenommen hätte. Die Studenten der Universität Münster werden also weiter ohne NRW-Ticket durch Niedersachsen fahren.

Couchgeflüster

Jana Hollenberg

Auch in Münster übernachten Urlauber auf fremden Sofas, weil es für sie die schönste Art zu reisen ist.

Couchsurfing – ein Netzwerk für Reisende, die eine Alternative zu unpersönlichen und teuren Hotels suchen. Für Reisende mit Neugier auf das Unerwartete und Unentdeckte. Für Reisende, die Kultur und Menschen nicht nur aus dem Reiseführer erleben wollen. Für Reisende wie Matthias W. aus Münster, der in seinem Urlaub vorzugsweise auf fremden Sofas von fremden Menschen schläft.

“We make the world a better place”

Matthias gehört seit letztem Sommer dem weltweiten Netzwerk Couchsurfing an, das mittlerweile über 860.000 Mitglieder zählt. Die Plattform nutzen bei einem Durchschnittsalter von 27 überwiegend junge Menschen, die entweder als Gastgeber ihr eigenes Wohnzimmermöbel für unbekannte Reisende bereitstellen oder selber eine fremde Couch „surfen“ wollen, wie sie das nennen.

„Ein gewisses Risiko reist dabei immer mit. Doch ein Netzwerk wie dieses kann ohne Vertrauen einfach nicht funktionieren“, so der 22-jährige Münsteraner. Größere Bedenken habe sein

Reisebegleiter Gregor geäußert, der wie viele seiner Bekannten erst einmal skeptisch reagierte, schildert Matthias. Doch der Gedanke bei ihrer dreiwöchigen Interrail-Tour durch Europa auf herkömmliche Hostels oder Hotels zu verzichten und eine kostengünstigere Alternative zu nutzen, überzeugte auch ihn schnell.

Seitdem sind die beiden Studenten Teil einer Community, deren Gründer Casey Fenton, für eine bessere Welt plädiert, die laut Fenton durch soziale Verbindungen über Ozeane und Kontinente hinaus geschaffen werden könne: „We make the world a better place by opening our homes, our hearts, and our lives“, sagt er auf seiner Website.

Das Prinzip der Gastgeberplattform ist simpel. Auf der Homepage, die der Amerikaner 1999 ins Leben rief, kann sich jeder kostenlos registrieren, ein Profil anlegen und in Kontakt zu anderen Mitgliedern treten. Das Profil, ähnlich wie ein Steckbrief, dient vor allen Dingen einem ersten Eindruck. Interessen, Eigenschaften, Lebensphilosophie, Fotos des Surfers und Details über die Couch beziehungsweise Schlafmöglichkeit können dort

von jedem Mitglied eingesehen werden, das sich über ihren potentiellen Gastgeber oder Gast informieren möchte.

Anhand des Profils lässt sich auch von Matthias schnell ein erster Eindruck gewinnen. Sein Profilbild zeigt den sportlichen Ökonomie- und Theologie-Studenten mit Surfer-Frisur und T-Shirt mit aufgedruckter Friedenstaube. Auf einem weiteren Bild tanzt er mit einer Junggesellin in der Altstadt Münsters. Ein weltoffener, sympathischer Student, der sich laut Selbstbeschreibung besonders für fremde Kulturen, Politik und Philosophie interessiert.

Darüber hinaus gibt er auf seiner Seite an, dass er nur eine Matratze für Gäste zu Verfügung stellen kann, da er in einem Studentenwohnheim wohnt und sein Zimmer nicht all zu viel Platz bietet. Matthias betont: „Wer selbst nicht genügend Platz hat, aber trotzdem gerne Gastgeber und Teil des Netzwerks sein möchte, kann den Leuten auch eine Stadtführung, ein gemeinsames Abendessen oder einfach nur einen Kaffee anbieten. Es besteht keinerlei Verpflichtung.“

Neben einer ausführlichen Beschreibung seiner Person lassen



sich auf seinem Profil auch diverse Kommentare finden, die seine Gäste und Gastgeber bei ihm hinterlassen haben, nachdem „gesurft“ wurde. Dieses Referenzsystem mittels Feedback soll die Sicherheit des Netzwerkes erhöhen und Mitgliedern die Möglichkeit geben, vor unangenehmen Besuchern zu warnen.

Matthias Profil ähnelt allerdings, wie die Mehrzahl der Mitglieder-Seiten, einem Poesiealbum, welches statt ehrlichen Bewertungen, überschwängliche Komplimente und Schmeicheleien aneinander reiht. „Oft greifen Leute zu ähnlichen Floskeln, weil sie sich nicht die Mühe machen wollen eine individuelle Beur-

teilung zu schreiben“. Matthias betont jedoch, dass trotzdem die Kommentare wichtig seien, da ein „nacktes“ Profil ohne Referenzen die Suche nach Schlafplätzen deutlich erschwere.

“Man lebt das Leben halt mit”

„Wir mussten mehrere Versuche starten, um als frisch registrierte Mitglieder ohne Empfehlungen, Zusagen für unsere Übernachtungsanfragen zu bekommen. Doch nach verschiedenen Anläufen bestätigten uns erstmals freundliche Gastgeber eine Bleibe in den Städten Wien, Bukarest und Istanbul.“ Nicht verwunderlich, denn Istanbul und

Wien zählen mit über 6.000 Couchsurfern zu den Top-10 der Couchsurfing-Städte.

„Dass wir bei unserer Reise aber ganz auf Hotels und Herbergen verzichten konnten, damit hätten wir nie gerechnet.“ Matthias ist immer noch davon begeistert, wie reibungslos alles funktioniert hat.

Couchsurfen als innovative Form des Individualtourismus bietet mehr als nur eine kostenlose Unterbringung: „In Thessaloniki nahm uns ein griechischer Couchsurfer auf ein illegales Punk-Konzert mit. Ein Abend, der ohne Couchsurfen nie stattgefunden hätte.“ Erst die Menschen geben einem die Möglichkeit an-

dere Kulturen richtig kennen zu lernen und in einen völlig fremden Alltag einzutauchen. „Man lebt das Leben halt mit und lernt Menschen und Orte kennen, die einem ein anonymes Hotel oder ein Reiseführer nicht bieten können.“

Die positiven Erfahrungen während seines Trips waren für Matthias Grund genug sein 1-Zimmer-Apartment für Reisende mit dem Ziel Münster als Übernachtungsmöglichkeit anzubieten.

Bereits bei seiner Tour durch Europa lud er den Großteil seiner Gastgeber nach Münster ein. „Auch wenn bei unserer Reise ein paar verrückte Vögel dabei waren, verbindet uns Couchsurfer eine weltoffene und tolerante Einstellung. Wir sind alle irgendwie vom selben Schlag“, so Matthias.

Knapp 300 Mitglieder zählt Münster bereits, doch das Angebot ist weit aus größer als die Nachfrage: „Viele Anfragen gibt es nicht“, sagt Matthias, „die meisten Surfer wollen in Großstädte wie Berlin, Hamburg, München oder Köln. Eigentlich schade, weil Münster einen ganz eigenen Charme und als Studentenstadt schon eine Menge zu bieten hat.“

Aber die Matratze von Matthias konnte vor ein paar Wochen trotzdem ihre Surf-Qualitäten unter Beweis stellen. Er beherrschte die 26-jährigen Grafik-

studentin Makico aus Japan, die eigentlich einen dreimonatigen Aupair-Aufenthalt in Münster geplant hatte. Ihre Gasteltern kündigten ihr jedoch nach einer Woche plötzlich, weil sie mit ihrer Arbeit nicht zufrieden waren. Sie fragte bei Matthias auf der Plattform eine Schlafmöglichkeit an und er gab ihr kurzfristig eine Zusage. „Ziemlich spontan alles, aber die zwei Tage mit ihr als Mitbewohnerin waren sehr amüsant.“ Abends nahm Mat-

„Ziemlich spontan alles“

thias Makico mit in eine Kneipe auf die Kreuzstraße, in der ein Fußballspiel übertragen wurde. Fußball gehöre ja schließlich auch zur deutschen Kultur, erklärt er. Dass am nächsten Tag auch noch Makicos Freundin zu Besuch kam und sein Zimmer mit beanspruchte, war für den sympathischen Studenten aus Rheine kein Problem. Makico beschloss kurzer Hand abends gemeinsam mit ihrer Freundin für die gesamte Wohngemeinschaft typisch japanisch zu kochen und ließ sich von Matthias den Wochenmarkt auf dem Domplatz zeigen. Hier fand sie für das geplante Reisgericht die verschiedenen Zutaten.

„Einen besseren kulturellen Austausch kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Die japanische Kultur lässt sich nun mal nicht durch irgendwelche Bücher oder Spielfilme erfahren.“

Nach zwei Nächten reisten die beiden Japanerinnen weiter nach Düsseldorf, wo sie ein neues Quartier einer Studentin erwartete.

Eine Aufwandsentschädigung gibt es für die Bereitstellung einer Schlafmöglichkeit nicht. Die Philosophie der Couchsurfer bestehe schließlich nicht aus gegenseitigen Forderungen und eine Entschädigung in Form einer Bezahlung entspreche ganz und gar nicht der Mission, betont Matthias nachdrücklich. „Die Rechnung geht nicht immer plus-minus-null auf. Das soll sie aber auch nicht.“

Ganz ohne Geste verabschiedeten sich Makico und ihre Freundin bei Matthias dann aber auch nicht, berichtet er. Sie ließen ihm als Dankeschön eine Origami da, eine Papierfaltkunst aus Japan, die nun als kleines Andenken ihren Platz auf seiner Fensterbank gefunden hat.

Wieso Couchsurfer ausgerechnet bei ihm unterkommen sollten, wenn sie Münster besuchen? Er könne zwar keine komfortable Wohnung bieten, aber er würde sich dafür so viel Zeit wie möglich nehmen um Menschen die deutsche Kultur und vor allen Dingen Münster näher zu bringen. Kultureller Austausch ganz im Sinne des Netzwerks. Mission erfüllt. Couch für Couch.

Mehr Infos unter:

www.couchsurfing.com

Kultur-Kneipe mit bewegter Geschichte

Marco Rustemeyer

Heute ist die Frauenstraße 24 Sitz eines gleichnamigen Kulturvereins und eine beliebte Kneipe in Münster. Doch das Haus stand schon kurz vor dem Abriss.

Münster im Jahr 1971: Hausbesetzer und Polizisten stehen sich in der Frauenstraße gegenüber. Die Angespanntheit steht beiden Seiten ins Gesicht geschrieben. Anlass der Konfrontation: Die Polizei will das Gebäude mit der Nummer 24 räumen.

Schon damals ragte die hohe, blau-weiß geklinkerte Front des Hauses der engen Frauenstraße steil empor. Und wie vor fast vierzig Jahren zieren auch heute noch allerlei geschwungene

Linien und Formen in Stuck die Fassade. Über der engen Holztür ist ein verblichenes Buntglasfenster mit Wappen und Schrift: Dortmunder Ritter-Pils steht darauf. Allerlei bunte Zettel und Postkarten, vermutlich gesammelte Werke aus den letzten dreißig Jahren, hängen drinnen an den Wänden. Sie lassen die Thekenecke wie eine überdimensionale Pinwand erscheinen. Der vordere Teil der Kneipe ist mit Tischen und Stühlen

ausgestattet. Die rauchenden Gäste sitzen im hinteren Raum auf Bierzeltgarnituren. Zum Team der Kneipe gehören zehn Mitarbeiter, inklusive Koch. Obwohl die Karte sehr ausgefallene Getränke beinhaltet, ist das beliebteste Getränk Pils.

Auch Norbert Hacker weiß sein Feierabendbier zu schätzen. Dunkelbraune, glatte Haare hängen ihm fransig über Ohren und Nacken. Er trägt einen dunkelblauen Wollpullover und eine beige Jeans. Ausgetretene Hausschuhe bekleiden seine Füße. Seit 1998 ist Norbert im Vorstand des Vereins Frauenstraße 24. Seine Aufgabe ist vor allem die Öffentlichkeitsarbeit. „Das Haus hat eine ziemlich bewegte Geschichte hinter sich“, sagt Norbert Hacker und ist gerne bereit, etwas Licht ins Dunkel zu bringen.

Als in den späten 60er Jahren die Eigentümerin starb, ging das Haus an eine Erbgemeinschaft über. Diese fand keine Verwendung mehr und verkaufte die Immobilie an einen Makler. Frühjahr '71: Der neue Eigentümer will die Frauenstraße 24 abreißen. Aus der ehemaligen Studentenbehausung soll ein profitableres Büro- und Apartmentgebäude entstehen. Der Makler erwirkt die Abrissgenehmigung. Doch einige Bewohner weigern sich, aus dem Haus auszuziehen. Zwar muss der Makler nach ein paar Jahren Insolvenz anmelden und verliert so das Eigentum, aber es folgen noch



zwei weitere Makler, die ähnliche Ziele verfolgen.

„1977 hat sich dann der Verein zur Erhaltung des Hauses gegründet“, erzählt Norbert Hacker. Die Vereinsmitglieder demonstrierten immer wieder, einmal verhüllten sie sogar das komplette Haus – in Anlehnung an Christos Reichstags-Verhüllung. Durch all diese Aktionen wollten sich die Aktivist:innen das Recht, im Haus zu bleiben und es nach ihren Vorstellungen gestalten zu dürfen, erkämpfen. Einen Höhepunkt bildet das Jahr 1987.

Damals gab es bundesweit eine Volkszählung. Viele Bürger befürchteten einen Überwachungsstaat. Aus diesem Grund wurde ein bundesweiter Boykott organisiert, bei dem die Gegner ihre unausgefüllten Bögen an zentralen Sammelstellen abgeben konnten. In Münster war dies in der Frauenstraße möglich. Es kamen so viele Bögen zusammen, dass die Frage aufkam, wie man sich ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit entledigen könnte.

Herbst '87: Vor der Frauenstraße 24 versammelt sich eine Gruppe von Vereinsmitgliedern. Auch

Norbert Hacker ist unter ihnen. 100 Meter entfernt auf dem Schlossplatz findet der Herbst-Send statt. Es ist dunkel in der Frauenstraße. Während die Leute geschlossen zum Kirmesplatz gehen, stopfen sie sich Stapel von Zetteln unter ihre dicken Jacken. Vor dem Riesenrad blei-



ben sie stehen. Die Gruppe verteilt sich auf drei, vier Gondeln. Ganz oben angekommen, holen sie die gut versteckten Papierstapel wieder hervor und werfen sie hinaus. Der Wind trägt die Zettel über den gesamten Send. Die Besucher heben die Zettel auf und lesen. Einige beginnen zu lachen: Volkszählung 1987. Personenbogen.

„Das war eine ziemlich spektakuläre Aktion – sogar das Fernsehen hat darüber berichtet“, erinnert sich der Vereins-Vorstand. Heute ist die Zeit der Hausbesetzungen vorbei und das Haus in den Besitz des Vereins überge-

gangen. So kann der Verein nun auch reguläre Mietverhältnisse vergeben – in erster Linie an Studenten. Die aus dem Kneipenbetrieb und der Wohnungsvermietung erwirtschafteten Überschüsse gehen in die kulturelle Arbeit des Vereins. Künstler und Kulturschaffende aus Musik, Literatur und Comedy haben regelmäßig ihre Auftritte in den Räumlichkeiten. Besonders der Poetry-Slam, bei dem verschiedene Literaten ihre Werke vortragen, erfreut sich

großer Beliebtheit. Das Ziel des Vereins ist es, besonders relativ unbekannten Künstlern eine Bühne zu geben. „Dieses Engagement für Kultur von unten soll in den kommenden Jahren weiter ausgebaut werden“, sagt Norbert Hacker. Wichtig ist den Vereinsmitgliedern dabei, dass sie sich und ihren Zielen treu bleiben: Unterhaltung und Kultur abseits vom Kommerz bieten. Denn so vieles die Frauenstraße 24 auch schon erlebt hat, eine alternative Einstellung, verbunden mit Kreativität und politischem Engagement hat sie sich noch immer erhalten.

Wissen, wo die Dienstwaffe ist – unbezahlbar!

Christiane Nowack



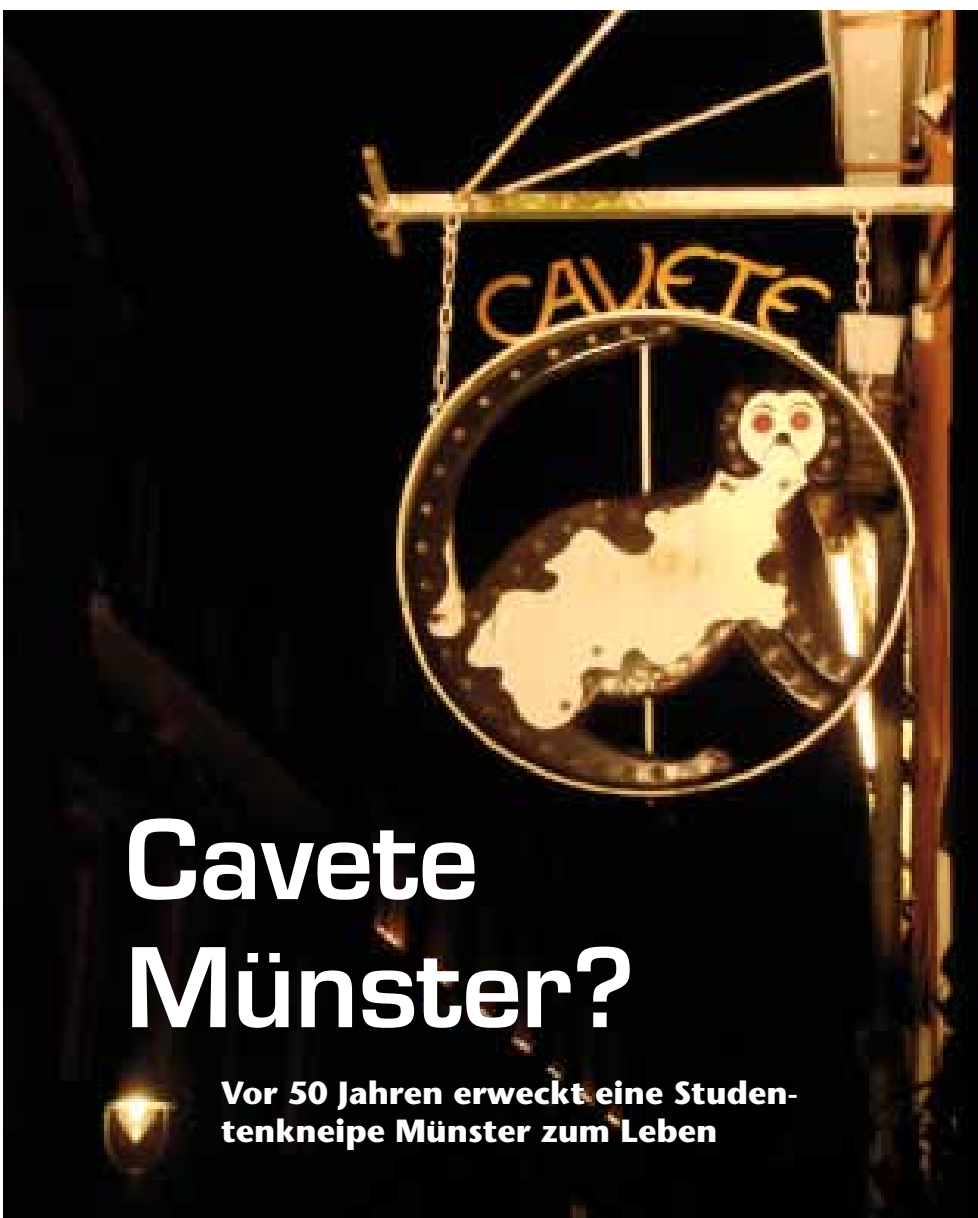
Vom wieder sichersten Locus der ganzen Republik.

Foto: Andrew Becraft

Die Ordnungshüter hatten sich darauf eingestellt, rund ums Landgericht Münster ordentlich was an Ordnung zu hüten. Denn am Tag der Urteilsverkündung im Mordprozess gegen die beiden Bandidos rechnete man mit beunruhigenden Geschehnissen. Mit finsternen Gestalten in unermesslicher Zahl, Strömen von Rockern auf ihren Höllenmaschinen, gemeingefährlich und mindestens bis an die Zähne bewaffnet. Insgesamt 1000 Bandidenrockers und Höllenengel waren erwartet worden und man wollte den Gästen einen standesgemäßen Empfang bereiten. Darum waren die Amtsträger wohl auch mit mehreren hundert Mann, und – die Polizei ist ja eine fortschrittliche Anstalt – natürlich auch Frau aufgelaufen, um sich dieser Bedrohung beherzt in den Weg zu stellen. Und da die Herrschaften von der Polizei Mut nicht mit Tollkühnheit verwechseln, hatten sie sich ins Handgepäck lieber einige extravagante Requisiten wie Sturmgewehre und Panzer gepackt. Auch der Luftraum wurde nicht

ausgelassen, denn so ein Hubschrauber als Auge des Gesetzes ist durchaus brauchbar, um von oben die ganze Angelegenheit noch einmal zu beäugen. Aus der Vogelperspektive wurde dann allerdings schnell deutlich, dass die eigene Belegschaft deutlich überbesetzt war. Nicht einmal die Hälfte der erwarteten Motorradrocker hatte sich auf den Weg zur Urteilsverkündung gemacht. Womöglich hatten die Legenden um Münster und seine motorradrockerunfreundliche Witterung bis dahin die Runde gemacht. Wahrscheinlich auch das der Grund dafür, dass sich zu dem friedlichen Dröhnen von PS-starken Maschinen der spießige Sound zweier Reisebusse gesellte, in denen einige Hells Angels unstandesgemäß in Münster einfielen. Hier sorgten die zahllosen Wachmänner und -frauen gleich dafür, dass die rivalisierenden Banden fein säuberlich nach Sorten getrennt, sich der peniblen Leibesvisitation unterzogen. Wo Waffen sicher gestellt wurden, wanderte auch gleich der mitführende Bandido

in Polizeigewahrsam. Allerdings war das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Rockerclans ohnehin leicht verschoben, so dass die Bandidos bei einer 400 zu 50 Aufteilung mit ihren kleinen Mitbringseln ohnehin nicht allzu viel Eindruck hätten schinden können. Aber sowohl Bandidos als auch Hells Angels ließen sämtliche Kontrollgebaren geduldig über sich ergehen. Denn ein vergangener Prozesstag hatte schließlich gezeigt: Wem vor der Tür die Waffe abgenommen wird, der bekommt vielleicht im Gericht eine Neue. Eine Kollegin der Beamten hatte sich seinerzeit auf dem stillen Örtchen des Landgerichts allzu gründlich erleichtert. Um genau 740 Gramm, dem Gewicht ihrer Dienstwaffe Walter P99 inklusive Munition. Dass einer Beamtin die Waffe vom Gürtel, weil das Herz in Hose rutscht, sollte sich sicherlich am letzten Prozesstag nicht wiederholen. – Nur gut, dass ein Panzer nicht aufs stille Örtchen passt.



Cavete Münster?

Vor 50 Jahren erweckt eine Studentenkeipe Münster zum Leben

Anne Breitenbach

„So wollen Sie zum Herrn Direktor?“ fragt der Brauereidiener entgeistert, als Lothar Weldert ihm in Freizeitkleidung entgentritt und um Audienz beim Brauereidirektor Holtmann bittet. Auf die Rückfrage „Ja, warum nicht?“ lässt der Diener ihn und seinen Freund Werner Otto Jedamzik kopfschüttelnd ein: „Der Herr Direktor lassen bitten. Meine Herren Studenten, bitte nehmen Sie Platz.“ Nachdem die Herren Studenten dieser

Aufforderung gefolgt sind, müssen sie sich gleich vor einer gewichtigen Frage verantworten: „Können Sie denn überhaupt zapfen?“

Auch wenn es den Anschein haben mag: Diese Szene spielt nicht vor 500 Jahren, sondern vor nur 50. Im Jahre 1958 sieht die Welt in Münster noch ganz anders aus, auch für Studenten. Anzugtragen ist nicht unüblich und zum höflichen Umgang miteinander gehört ganz selbst-

verständlich das „Sie“. Das Verhältnis zwischen Bürgern und Studenten ist stark angespannt. Jazz ist gerade modern – in keinem Münsteraner Lokal wird so etwas gespielt.

Doch nicht in allen deutschen Universitätsstädten geht es so konservativ zu, wie in Münster. Das hat auch ein gewisser Cand. iur. („candidatus iuris prudentiae“, Jurastudent) Wilfried Weustenfeld bemerkt. Seit zwei Semestern in Münster immatrikuliert hat er bereits einige Semester in Marburg absolviert und ist wohl Besseres gewohnt. So verleiht er seiner Enttäuschung Ausdruck durch einen mit „Cavete Münster“ („Hütet euch vor Münster“) betitelten Artikel im Semesterspiegel – Worte, mit deren Auswirkungen er wohl selber nicht gerechnet hatte: „[...] Arm der Student, der nichts als Münster kennt! Das auffallendste Kennzeichen dieser Stadt ist, dass rein gar nichts los ist! Ein Nirwana auf Erden. Ade. Lebensfreude, Heiterkeit und Humor: Du bist verbannt aus diesen Mauern. [...]“ In diesem Stil setzt sich der Brief fort. Dem Artikel folgen ein großer Aufstand, böse Briefe und viel Aufsehen, weit über die Grenzen Münsters hinaus. Selbst in den großen überregionalen



Tageszeitungen findet das Thema Beachtung. Lothar Weldert und seinem Kommilitonen kommt nun also die Idee, selbst eine Studentenkeipe zu gründen. Mit einem Empfehlungsschreiben des Universitätsrektors, der sich explizit für die Idee der Studenten ausspricht und den Direktor der Germania-Brauerei bittet, ihnen ein geeignetes Lokal zur Verfügung zu stellen, sprechen sie bei selbigem vor und bekommen eine leer stehende Kutschkneipe in der Kreuzstraße angeboten – die Geburtsstunde der Cavete. Untertitel: „Akademische Bieranstalt“.

Einfach eine Kneipe eröffnen, ohne Vorkenntnisse, das will bewerkstelligt werden. Der Rektor stellt den beiden Studenten 300 DM zur Verfügung. Das reicht für eine Reise durch ganz Deutschland, während derer sich die jungen Leute in mehreren Städten anschauen, wie Studentengastronomie anderswo gehandhabt wird. Wieder zurück in Münster beginnen sie mit dem Umbau. Die Studenten starten einen Zeitungsaufruf und bitten um Sachspenden für die Inneneinrichtung des Lokals. Zahlreiche Dinge, meist aus Dachboden-Entrümpelungen, kommen



Oben: Der Hund ist das Markenzeichen des Hauses. Links: Tobias Reiter, seit 2007 Inhaber. Rechts und unten: Das urige Ambiente sorgt für Gemütlichkeit



zusammen und werden im Gastraum arrangiert: Plüschsofas, Bilder, Lampen, Tische, Fotos, Eisenbahnbänke, Standuhren... sogar eine Gaslaterne und ein alter Kutschbock. Die Eröffnung wird ein voller Erfolg. Endlich ist für Münsters alternative Studenten ein geeignetes Lokal vorhanden. Es wird Jazz gespielt, getrunken, geplauscht. Die Redaktionssitzungen des Semesterspiegels werden in die gemütlichen Räumlichkeiten verlegt. Und Münster merkt, es hat eine Revolution stattgefunden:

gegen Spießbürgerlichkeit, Reserviertheit und Tristesse.

Der Cavete folgen im Laufe der Zeit andere Studentenlokale, in der Kreuzstraße und in ganz Münster. Heute ist sie, wie der aktuelle Inhaber Tobias Reiter betont: „... eine von vielen. Man darf nicht vergessen: Trotz ihrer interessanten Geschichte ist die Cavete nach wie vor nur eins: Eben eine Kneipe.“ Und doch: Für viele Münsteraner ist es der Charme des Vergangenen, der sie immer wieder in die Cavete führt.



„... mit der Cavete den 68ern vorausgegriffen“

Interview mit der langjährigen Inhaberin Karin Weldert, Witwe des Gründers der „Cavete“, Lothar Weldert

Frau Weldert, Ihr Mann war kein „cand. iur.“ wie Weustenfeld. Was hat er studiert?

Mein Mann studierte Philologie, Sport und Englisch, interessierte sich aber mehr für Soziologie und Pädagogik. Er hatte immer pädagogische Ideen und sogar eine Zeit lang den ernsthaften Plan, eine Schule zu eröffnen, aber so wirklich Lehrer wollte er nie werden. Es hätte ihm widerstrebt, früh aufstehen zu müssen. Sein Studium hat er dann nach dem Vorexamen abgebrochen.

Konnten Sie es sich denn wirtschaftlich leisten, allein vom Betreiben der Cavete zu leben?

Wir waren damals schon verheiratet und ich war im Schuldienst. Wir kamen also finanziell ganz gut zurecht. Aber mit geschäftlichen Geldangelegenheiten gingen wir ein wenig schlampig um. Rechnungen wurden erst einmal alle in einen Koffer geschmissen und erst irgendwann später gesichtet und geordnet. Gelegentlich musste ich mit dem Gerichtsvollzieher Kaffee trinken. Wenn die Lieferanten ihr Geld wollten, trieben sie es meist persönlich ein. Die alte Dame von der Schnapsbrennerei kam manchmal und klopfte mit dem Krückstock ans Fenster: „Jungs,

aufstehen, ich will mein Geld haben!“

Wie reagierte Münster auf die Eröffnung der Cavete?

Da gab es zunächst alle Reaktionen von abwartend, skeptisch bis begeistert. Mit den Nachbarn kam es zu großen Konfrontationen, ein Studentenlokal war hier nicht erwünscht. Außerdem gab es ja schon „Pinkus Müller“. Für die Betreiber dieses Lokals war die Eröffnung der Cavete eine gewaltige Provokation: Eine Kneipe di-

„Mein Mann wollte nicht Lehrer werden. Es hätte ihm widerstrebt, früh aufstehen zu müssen.“

rekt gegenüber, die sich anmaßte, die erste Studentenkneipe Münsters zu sein? Pinkus hatte immer als Studentenkneipe gegolten. Bei den Vorbereitungen zur Eröffnungsfeier war – ohne böse Absicht – völlig vergessen worden, Weustenfeld, den Namensgeber der Cavete einzuladen. Es ist einfach im Trubel untergegangen. Am Tag der Eröffnung erfuhr Weustenfeld im Fernsehen davon und wollte sich erkundigen, was los war. Also rief er bei Pinkus an und fragte, ob jemand von der Cavete zu sprechen sei. Darauf erwiderte die Kellnerin:



Die Kreuzstraße im Kuhviertel mit der Kultkneipe „Das Blaue Haus“

„Von der Eröffnung eines Lokals namens Cavete ist uns nichts bekannt!“ Später wurde Pinkus umgestimmt, sich auch einmal die Cavete anzusehen. Da machte er gute Miene zum bösen Spiel und sprach die Studenten als „meine lieben Amtsbrüder“ an.

Aber den Studenten war die Abwechslung sicher willkommen?

Ja, ganz Münster strömte an, vor allen durch die dahinter stehenden gesellschaftlichen Veränderungen angelockt. Als verrückte Jazzkneipe zog das Lokal insbesondere Studenten einer bestimmten alternativeren Ausrichtung an. Aus den ersten Thekengesprächen und den Bekanntschaften mit den ersten Kellnern haben sich langjährige Freundschaften ergeben, auch gute Freundschaften mit hochtalentierten Künstlern, die später die Gestaltung der Cavete und auch der anderen Kneipen maßgeblich mitbestimmten.

Im Laufe der Zeit haben Sie und Ihr Mann in der Kreuzstraße noch weitere Kneipen über-

nommen. Stand der finanzielle Aspekt im Vordergrund oder hatte sich eine wahre Leidenschaft entwickelt?

Um finanzielle Dinge ging es nicht so sehr. Wir wollten das Umfeld mitgestalten und eine einheitliche Stimmung schaffen, die nicht durch Konkurrenten zerstört werden sollte. Die Kreuzstraße als eine der wenigen erhaltenen Straßen mit alten Ackerbürgerhäusern bot sich dafür hervorragend an. Teilweise hatte die Stadt Abrissverfügungen für die Häuser erteilt, so auch für das, aus dem wir das Blaue Haus machen wollten. Lothar überredete den Besitzer, der es gerade geerbt hatte, es ihn zu überlassen und stattdessen ein anderes zu erwerben. Er begleitete ihn sogar auf Immobiliensuche. Der Besitzer entschied sich dann bemerkenswerter Weise für ein ganz gewöhnliches Reihenhaus in Coerde und überließ uns das spätere Blaue Haus. Das heutige Gelbe Haus haben wir zusammen mit dem Geschäftsführer Jürgen Röttger einem Hamburger Bordellbesitzer abgekauft.

Diese Häuser sind also mehr als nur Kneipen...

Wir haben in der Kreuzstraße Zeichen gesetzt. Ich sehe das sogar als zweite Welle der Stadterhaltung, nachdem sich die Kaufleute Münsters in einer ersten Welle gegen die Neubauwut dafür eingesetzt hatten, dass der Prinzipalmarkt erhalten wurde. So kommt man von der Geschichte der Cavete auf die Geschichte der

Kreuzstraße und so auf die Geschichte Münsters...

Der farbige Anstrich des Blauen Hauses war damals vermutlich auch revolutionär?

Das war bereits die zweite Revolution. Als wir die Cavete lila gestrichen hatten, hatte es auch schon Proteste gegeben. Nur die alte Tante Sophie,

Nachbarin in der Kreuzstraße, hatte gesagt: „Lasst die Jungs man machen. Ich streich mein Haus jetzt auch!“ Kurz darauf war es rosa. Aber auch als wir das Blaue Haus übernahmen, hatte man sich noch nicht an die neue Farbigkeit gewöhnt. Zunächst einmal mussten wir einen Behördenkrieg führen und gegen die Abrissverfügung der Stadt vorgehen. Als wir das durchgesetzt hatten, ließen wir das Haus streichen. Dabei wollte man sogar den Maler von der Leiter stoßen. Erst viele Jahre später wurde dann plötzlich eine Verordnung erlassen, dass es nicht blau sein durfte – obwohl es unter Denkmalschutz stand.

Konnten Sie sich erneut durchsetzen?

Ja, mit einem Karnevalswagen mit der Aufschrift „Die Stadt will grau, wir wollen blau.“ Später, als die Kneipe „Blaues Haus“ als Marke weit über Münsters Grenzen hinaus bekannt geworden war, kam dann der Höhepunkt: Eine Ver-



Karin Weldert und ihre Tochter Katharina stöbern in alten Cavete-Unterlagen

fügung darüber, dass es jetzt nie wieder anders als blau gestrichen werden darf. Eine Farbprobe mit

„Wir haben im Prinzip den 68ern vorausgegriffen“

dem exakten Farbwert liegt bei der Stadt vor.

Heute ist Münster eine beliebte und lebenswerte Studentenstadt. Wenn Sie zurückblicken, sind Sie stolz darauf, an dessen Anfängen so maßgeblich beteiligt gewesen zu sein?

Ja, obwohl ich selbst eher im Hintergrund war... Ohne meinen Mann und seine Freunde hätten die gesellschaftlichen Veränderungen in Münster sicher noch ein wenig auf sich warten lassen. Mit der Gründung der Cavete haben die Studenten damals im Prinzip den 68ern vorausgegriffen. Und wer weiß, wie die Kreuzstraße ohne ihren Einsatz für den Erhalt der alten Häuser heute aussehen würde?

Die Welt unter einem Dach

Freundliche Orte zum Aufenthalt in Münster

Erika van der Rhee

Was machen eigentlich Studierende in einem Wohnheim der Evangelischen Studierenden Gemeinde Münster? Studieren, klar. Außerdem lesen sie ganz sicher die Bibel. Und sie beten vielleicht abends vor dem Schlafengehen. Ein kleiner Rundgang durch die ESG und das Volkeningheim zeigt, ob diese Vorstellung zutrifft.

Café ‚Die Weltbühne‘ Mittwoch Abend. Es sieht sauber aus, die Stühle ordentlich um die Tische gruppiert. Nur in einer Ecke brennt ein sanftes Licht.

Eine herzliche Begrüßung unterbricht die Stille. Die zwei Mädels Deloris und Karin sind Bewohner des Volkeningheims,

ein Wohnheim, das von der Evangelischen Studierenden Gemeinde (ESG) gefördert wird. Deloris (27) aus Kamerun: „Ich wohne seit einigen Jahren hier. Es gefällt mir einfach gut.“ Karin (31) aus Peru: „Nie zuvor habe ich mich von Zuhause entfernt so wohl gefühlt.“

Deloris: „Es gibt eine Warteliste. Das hat aber nicht nur mit der niedrigen Miete zu tun. Die ESG hat bei der Gründung des Wohnheims einige Bedingungen gestellt. So kommen 50 Prozent der Studierenden aus Deutschland und 50 Prozent aus dem Ausland. Eine andere Bedingung ist, dass jeder Studierende willkommen ist, un-

abhängig zu welcher Religion er sich bekennt. Die Realität ist denn auch, dass Evangelische, Katholike, Muslims und nicht-Gläubige unter einem Dach wohnen.“ Karin erfährt das Leben im Volkeningheim sehr positiv. „Ich wohne hier seit Oktober. Zunächst wohnte ich in einem katholischen Wohnheim. Von dort bin ich in eine allgemeine WG umgezogen. Das fand ich sehr teuer. Dann hörte ich vom Volkeningheim: klein, günstig, familiäre Atmosphäre und fast im Zentrum der Stadt. Alle diese Punkte sprachen mich an und ich habe mich dann angemeldet.“ Karin glaube nicht, aber fühle sich deswegen nicht



zurückgesetzt. Die Atmosphäre sei ganz locker und alle Bewohner respektierten sich gegenseitig. Auf der Website der ESG Münster ist zu lesen, dass die ESG mehr bietet als nur Zimmer. Beratung und Seelsorge zum Beispiel, für die Gudrun Laqueur, Pfarrerin der Gemeinde, zuständig ist. „Ein Gespräch kann entlasten, Fragen klären und Perspektive zeigen“, so lädt der Text ein. Ganz praktische Hilfe für ausländische Studierende gibt es allerdings auch. „Im Rahmen des Studiums sind deutsche Studierende immer dazu bereit Hausarbeiten zu korrigieren oder bei der Aussprache zu unterstützen“, sagt Karin. Ein Prospekt der ESG zeigt eine Auswahl an Veranstaltungen. Von Bibelgesprächen bis zu einem Filmabend.

Karin: „Jedes Semester organisiert jeder Flur ein gemeinsames Essen und für das ganze Heim gibt es einmal im Semester eine Party. Ich finde es alles total klasse.“ Karin: „Die Aktivitäten, genauso wie die Cafeteria ‚Weltbühne‘, sind für alle gemeint. Viele Menschen, die in der Umgebung arbeiten, besuchen die Cafeteria.“ Für Karin ist dies ein Zeichen gegenseitigen Respekts. Ein Herr mittleren Alters kommt herein. Er sucht einen Tisch, nimmt ein Buch aus der Tasche und ist weg. Als aber zwei Studierende die Stühle und Tische im Raum umgruppieren, kommt er wieder hinter dem Tresen

und hilft sofort mit. Der Mann ist Klaus Buchholz (53), verheiratet, drei Kinder. „Ab nächstem Sommersemester werde ich mit dem Theologiestudium anfangen. Dabei finde ich den Kontakt mit den Mitstudierenden sehr wichtig. Deshalb komme ich hierher. Jetzt schon, so dass sie sich ein bisschen an mich gewöhnen können“, sagt er mit einem Grinsen.

Hinter der Theke ist Matthew (27) dabei Brötchen zu schmieren. Der Student der Sozialen Arbeit ist Gemeinde-Assistent der ESG Münster. Das heißt, dass er unter anderem die Gottesdienste und Gemeinde-Abende am Mittwoch mitgestaltet. Er wohnt nicht im Volkeningheim, sondern in einem der zwei Familienhäuser der ESG. „Es gefällt mir gut. Zusammen mit meiner Frau und unserem anderthalbjährigen Sohn wohne ich hier prima. Vielleicht etwas klein, aber die Idee, dass unser Sohn hier sein Zuhause hat, finden wir wichtiger.“ Während er spricht, strahlt sein Gesicht.

Inzwischen ist Gudrun Laqueur näher gekommen. „Die Zahl der Hochschulen wuchs in den 50er Jahren stark und damit auch die Zahl der Studierenden“, erzählt sie. „Es gab wenig Wohnraum. Sowohl die evangelische als auch die katholische Kirche haben dann ein Wohnheim gegründet.“ Sie sieht ganz deutliche Vorteile. „Das Abkapseln von Kleingruppen ist hier nicht

möglich. Es wird drauf geachtet, dass die Bewohner möglichst eine Gruppe bilden.“

ESG Münster, das Volkeningheim. Die Bibel lesen, beten, es ist möglich. Aber nicht unbedingt. Es ist eine Bühne, auf der die ganze Welt recht herzlich eingeladen ist. Eine Einladung, der die ganze Welt recht herzlich folgt. Tatsächlich, es ist die Welt unter einem Dach.

Die Fakten geordnet

Café „Die Weltbühne“ öffnete 1991 ihre Pforten. Der Name stammt von der Wochenschrift für Politik, Gesellschaft und Kultur, die Kurt Tucholsky und Carl Ossietzky gründeten. Das Café versucht ein Treffpunkt der ganzen Welt zu sein. Einerseits können Studierende aus aller Welt sich hier begegnen und austauschen. Andererseits wird die Welt hier danach befragt, was sie zusammenhält oder auseinanderreißt. Das Café trägt sich finanziell selbst und erwirtschaftet keine Gewinne.

Seit 1958 bietet das Volkeningheim Studierenden aus aller Welt eine Unterkunft. Insgesamt wohnen 48 Studierende im Heim. Jeder hat ein eigenes Zimmer und jeder Flur hat eine eigene Küche und ein eigenes Wohnzimmer. Zwei Gästezimmer bieten Verwandten und Freunden eine Übernachtungsmöglichkeit.

(www.esg-muenster.de)

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?

Sarah Sassenhagen

Weißer Traumstrände, Sonne, andere Kulturen. Wer macht nicht gerne Urlaub in fernen Ländern? Die richtige Einstimmung darauf bietet die Ausstellung „Orte der Sehnsucht“ des LWL Landesmuseums Münster. Die Zusammenstellung der Bilder ist sehr gelungen. Die Farben ergänzen sich, die zusätzlichen Informationen zu Ländern, Epochen und Künstlern, die an den Wänden vermerkt sind, geben sehr lebendig Einblick in die Hintergründe. Manchmal sogar so lebendig, dass die Bilder zum Leben zu erwachen scheinen. Ebenfalls an den Wänden vermerkte Zitate der Künstler sorgen für ein besseres Verständnis ihrer Kunst. So sagte beispielsweise Albrecht Dürer über seine Zeit in Italien: „Hier bin ich Herr, daheim nur ein Schmarotzer.“ Und genau diese Herrschaftlichkeit zeigt sich auch in seinen Bildern dieser Zeit. Zahlreiche Porträts hochgestellter Persönlichkeiten zeigen, dass er gekonnt ihren Status mit dem Pinsel eingefangen hat. Als Ergänzungen zu den Gemälden gibt es Bücher und Fotos in Vitrinen zu bestaunen. Ab und an wird erst bei näherem Hinsehen deutlich, ob es sich bei einem Ausstellungsstück um ein Gemälde oder ein Foto handelt. Ein Gemälde der Ausstellung

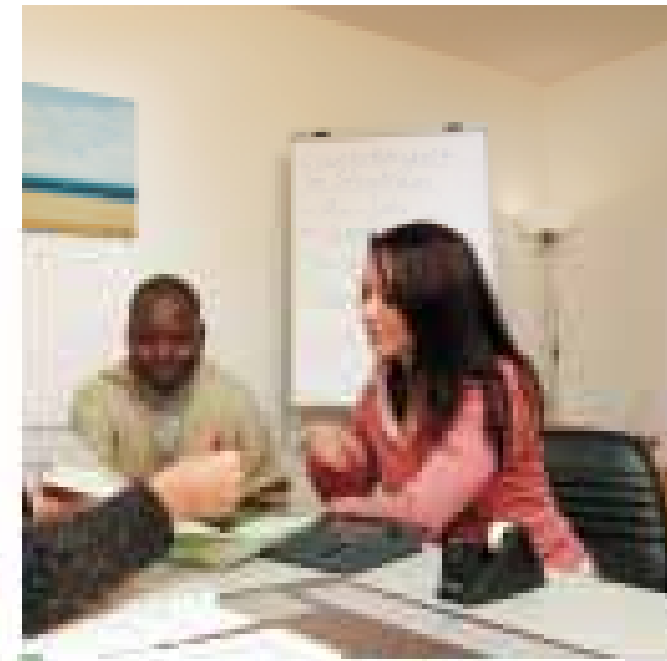
ist besonders faszinierend: „Iphigenie“ von Anselm Feuerbach. „Iphigenie“ zeigt eine junge Frau gehüllt in ein weißes, Toga-artiges Gewand. Sie sitzt auf einer steinernen, teils überwucherten Bank und blickt rückwärtig auf das Meer hinaus. Der griechischen Mythologie zufolge musste Iphigenie als Wiedergutmachung eines Fehlers ihres Vaters Agamemnon als Priesterin ihr Dasein in einem Artemistempel fristen. In Feuerbachs Gemälde zeigt sich ihre Sehnsucht nach einem normalen Leben, nach einem Zuhause und einer Liebe, die sie wohl nie wieder erreichen wird. In diesem Gemälde ist die Sehnsucht so greifbar nah, so spürbar, dass der Name der Ausstellung „Orte der Sehnsucht“ nur ihm gelten könnte. Sehr beeindruckend ist vor allem Feuerbachs Spiel mit den Farben. Während ein Großteil des Bildes in triste Töne getaucht ist, setzt der Künstler doch ein paar farbliche Akzente: ein blauer Ring am Finger der Iphigenie, der Saum des Gewandes, der in rot, grün und gelb schimmert und ein Schmetterling, dessen filigrane Flügel in schwarz abgesetzt sind und die in rot, gelb und blau erstrahlen. Wie ein Magnet ziehen ebendiese den Zuschauer in ihren Bann. Das absolute Gegenteil davon

ist die Installation „Das Paradies der neuen Welt“ von Sergio Vega. In grellen Farben stehen nachgebaute Hütten des südamerikanischen Kontinents da. Der Künstler möchte die Ausstellungsbesucher dafür sensibilisieren, dass das frühere Paradies der Kolonialherren mit den gegenwärtigen Folgen der Globalisierung zu kämpfen hat. Der einzige Gedanke aber, den die Installation aufkommen lässt ist: „Weg hier!“ Sehr übersichtlich für den Ausstellungsbesucher ist, dass die zu den Ländern und Gebieten gehörigen Räume farblich unterschiedlich und die Farben auch auf der „Reisekarte“, wie der Ausstellungsplan genannt wird, vermerkt sind. So ist es kaum möglich, dass sich der Besucher im Museumstrubel verirrt. Die Ausstellung „Orte der Sehnsucht“ ist auf jeden Fall einen Besuch wert. Selten besteht die Möglichkeit, auf so begrenztem Raum so großartige Kunstwerke von weltberühmten Künstlern wie Gauguin, van Gogh, Rubens und Dürer zu finden und ohne teures Ticket einmal um die Welt zu reisen. Einst sagte Goethe: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?“ Nachdem er diese Ausstellung gesehen hat, kann der Besucher mit Fug und Recht behaupten: Ja!

Sozialberatung für Studierende

Information. Beratung. Integration

kostenlos beraten



Wenden Sie sich an
uns bei allen Fragen
der psychischen und
sozialen
Lebensgestaltung.

Das Beratungsangebot
ist kostenlos –
die Beratung erfolgt
vertraulich.

Beratungsstellen:
• **Psychologischer Dienst**
• **Studienrat**
• **Studienrat mit Ethik**
• **Studienrat/Erziehungs-
beratender Elternteil**
• **Arbeitskreis**
• **psychische
Belastung**
• **Wohnen + Fliesen**

Psychologischer Dienst
in Münster
• **Studienrat**
Tel. 0251 13-11-1111
• **Studienrat**
Mo 09.00 – 12.00 Uhr
Di 09.00 – 12.00 Uhr
Mi 09.00 – 12.00 Uhr

Arbeitskreis
Arbeitskreis
Tel. 0251 14.00.00.0
• **Studienrat**
Mo 09.00 – 12.00 Uhr


Student Service Münster

Student Service Münster
Student Service Münster

„Bitte nichts anfassen!“

Christiane Nowack

Außergewöhnliche Autos zum Greifen nah in der Automanufaktur Wiesmann

Da liegt er und rührt sich nicht. Seine Augen und Zähne funkeln und blitzen und er genießt als wechselwarmes Tierchen die letzten wärmenden Strahlen der Herbstsonne. Doch eigentlich sind Geckos im Münsterland nicht beheimatet. „Wiesmann Sportwagenmanufaktur“ steht auf dem Schild neben dem Straßenrand und weist die Richtung der riesigen Echse aus Glas, Stahl und Holz, die aus ihrem Nest, einer großen Fabrikhalle, gekrabbelt zu sein scheint. Und dort ist sie nun liegen geblieben und zwinkert mit ihren Glasaugen in die Landschaft.

Seit einigen Monaten fertig gestellt, ist der Gecko für Dülmener mittlerweile ein gewohntes Bild in ihrer Landschaft. Außergewöhnlich allerdings ist das, was dort produziert wird. Im Bauch des Reptils befindet sich eine Automobilproduktion von besonderer Exklusivität. Seit 15 Jahren werden hier, mitten im Münsterland, in den Produktionshallen der Firma Wiesmann einzigartige Fahrzeuge in Handarbeit hergestellt. Doch nicht allein das Fehlen der Fließbänder macht die Besonderheit dieser Fertigungsstätte aus, vor allem die nun offene und lichte Gestaltung des gesamten Betriebs gibt

dem Besucher seit diesem Jahr die Möglichkeit, den manuellen Herstellungsprozess der puristischen Sportwagen aus nächster Nähe zu erfahren. Regelmäßig führen außerhalb der Produktionszeiten Werksbesichtigungen durch die so genannte gläserne Produktion.

Kommen Sie herein! Ich darf Sie alle zur Besichtigung der Wiesmann Manufaktur willkommen heißen.“ Der junge Angestellte, der heute Abend durch die Produktion führt, arbeitet seit fast zwei Jahren als Entwicklungsingenieur hier. Er



empfängt die Besucher am oberen Treppenabsatz direkt an der Tür, die in den Kopf des Geckos hineinführt. Durch das Maul der Echse betritt der neugierige Zuschauer oder interessierte Käufer die Welt der teuren Autos. Unmittelbar gelangt er in den Ausstellungsraum der Manufaktur und setzt seinen Fuß auf einen Bodenbelag, der schon durch seine noble und glitzernde Optik mit jedem Schritt luxuriöse Atmosphäre ausstrahlt.

Und hier stehen sie und erwarten den ehrfürchtigen Betrachter mit glanzvoller Gelassenheit. Gebrauchte, denen man ihre Kilometer nicht ansieht und Neue, die darauf brennen, endlich auf die Straße gelassen zu werden. Ein paar Schritte führen hier an mehr als einer Millionen Euro auf vier Rädern vorbei. Nicht verändert, sondern so, dass der junge Mann ein nachdrückliches „Bitte nichts anfassen!“ in die Runde wirft, als sich eine Hand zaghaft ausstreckt, um einmal über den kühlen Lack zu streicheln. So belässt der schuldbewusst dreinschauende Herr es dabei,

sich zu überlegen, welcher Wagen ihm wohl besser zu Gesicht stünde. Träumen ist hier erlaubt. Und wohl auch das einzige, was sich das heutige

Publikum leisten kann. Denn ein kleines Vermögen muss der Geldbeutel schon hergeben, um einen dieser nostalgisch anmutenden, aber mit neuester Technik versehenen Sportwagen in der Grundausstattung zu erwerben. Ab 100.000,- Euro aufwärts zahlt ein Kunde je nach Modell für seinen ganz individuellen Traum von klassischem Design.

Die Besichtigung führt vom Ausstellungsraum aus in den Bauch

des Geckos hinab, in dem sich die Produktionshallen der verschiedenen Fahrzeugmodelle befinden. Der Werkstattgeruch ist normal, die Optik eher nicht. Der Boden auch hier wie frisch gewischt, die Arbeitsplätze sauber und ordentlich aufgeräumt. „Haben die hier extra für uns geputzt?“ die Frage scheint beim Anblick der wie poliert aussehenden Produktionshalle angebracht. Dass hier noch vor zwei Stunden mit Öl und Metall gearbeitet worden sein soll, scheint ausgeschlossen. Bei uns wird auf die Optik viel Wert gelegt. Erstklassige Autos müssen auch in makelloser Umgebung präsentiert werden.“ ist die stolze Antwort des jungen Mannes.

Die Montagehalle ist in verschiedene Bereiche unterteilt. Im Mittelgang entstehen die drei Fahrzeugmodelle. Auf zwei Montagestraßen bauen hier 20 Arbeiter den offenen Roadster und zwei

Typen des geschlossenen Sportwagens, des GT zusammen. Für Zuschauer besonders interessant sind die verschiedenen Entwicklungsstufen, die in der Montagestraße gut nachzuvollziehen sind. Hier verwandeln sich die Fahrgestelle, die auch Chassis genannt werden, an den einzelnen Stationen langsam in verkehrstüchtige Kraftfahrzeuge. Durchschnittlich sechs Tage brauchen die Mitarbeiter in der Fertigung, um einen MF 4 GT oder MF 3 Roadster zu bauen. Der MF 5 GT ist noch nicht so lange im Sortiment der Manufaktur und braucht daher noch länger in der Montage. Nach ungefähr 10 Tagen reiner Produktionszeit macht sich ein Wagen dieses Typs auf seine erste Reise.

Ein

buntes Arrangement aus unzähligen Kabeln liegt auf einem Tisch, der mit Nummern, Pfeilen und zahllosen langen Strichen markiert ist. Die Gruppe hat den Wirkungskreis der Vormontage betreten.

Nirgendwo ein „Bitte-nicht-betühren-Schild“. Dennoch ereilt den Ersten, der versucht, mit den Fingern die Ordnung auf dem Tisch zu begreifen, der tadelnde Blick und das schon fast vertraute „Bitte nichts anfassen“ des Ingenieurs. „An jedes Kabelende kommt ein Stecker und jeder Wagen bekommt viel Kabelbäume, diese Auskunft beeindruckt seine Zuhörerschaft. Dass jemand die Flut an farbenfrohen Kabeln auf dem Legeplan überhaupt fehlerfrei zu bändigen



weiß, imponiert. Die ehrfürchtigen Zuschauer zollen dem Kabeldompteur in dessen Abwesenheit ihre Anerkennung.

Bunt geht es weiter. Es riecht nach Leder und frisch verlegtem Teppich. In der gerade betretenen Werkstatt befindet sich die Vormontage der Innenausstattung. Der junge Mann hält ein Teppichmuster von Vorwerk in die Höhe. In allen Farben leuchten die kleinen quadratischen Probestücke in seiner Hand. „Die Automobil-industrie“ sagt er, „arbeitet fast ausschließlich mit schwarzen und



grauen Teppichen. Damit kann man aber Luxuskunden nicht glücklich machen. Einige wollen grüne, rote oder weiße Bodenbeläge. Oder eine grellorangene Lederausstattung mit roten Nähten.“ Sonderwünsche gibt es genug, wer wichtig ist, kauft schließlich nicht von der Stange. Was technisch möglich ist wird realisiert, Geld spielt eigentlich keine Rolle. „Nicht anfassen“ zischt ein Besucher dem anderen noch zu, als sie an den Ständern mit den samtweichen, farbenprächtigen Lederhäuten vorbeikommen. Und dann stehen sie wieder in der großen Halle.

Jede Station der Fertigung in der Montagestraße ist belegt. Von

Stillstand durch die Automobilkrise ist hier nichts zu sehen. „Wir kaufen Triebwerke von BMW, die wir dann in unsere Fahrzeuge einbauen. Wenn es dann in München zu Kurzarbeit durch die Krise kommt, dann fehlen uns die Teile.“ Durch Kurzarbeit in den Zulieferbetrieben musste freitags auch schon mal die Arbeit ruhen, da wichtige Elemente für die Montage der Wagen fehlten.

Absatzprobleme hingegen kennt der Betrieb aus Dülmen nicht. Rund fünf Monate warten im Schnitt ihre Kunden von der Bestellung bis zu dem Tag, an dem ihr Wagen ausgeliefert wird. Und Abnehmer für die Fahrzeuge sind nicht allein Kunden aus Deutschland. So hat nicht nur Torsten Frings, sondern auch der englische Fußballstar David Beckham einen Wiesmann-Roadster gekauft. Dieser hat allerdings seine Lenkung noch ganz herkömmlich auf der linken Seite. Versuche, durch Spiegelung des Cockpits auch die Produktion eines Wagens mit Rechtslenker möglich zu machen, gehören zu den derzeitigen Projekten der Entwicklungsingenieure.

Entwicklungszeit und Fertigungsstunden haben ihren Preis. Ab 100.000,- € kann ein Wiesmann-Kunde einen neuen MF 4 sein eigen nennen, 120.000,- € zahlt er für einen Roadster und der neue MF 5 schlägt gar mit 180.000,- € zu Buche. Sonderwünsche kosten extra. Bei einem Kaufpreis in dieser Größenordnung scheint der Kraftstoffverbrauch von 14 Litern auf 100 Kilometern fast schon bescheiden. Doch der ist auf eine ökonomische Fahrweise berechnet, wer sich dem versprochenen Fahrvergnügen hingibt, benötigt auch schon mal 10 Liter mehr.

„Oh, hier sind wir doch wieder am Anfang, oder?.“ Zurück im Ausstellungsraum glitzert der Boden noch immer, die Besucher können sich orientieren. Hier haben sie ihre Rundtour durch den Gecko begonnen. Hier haben die Luxuswagen sie erwartet und einiges versprochen. Und nun, nach eineinhalb Stunden Information, Daten und Fakten wollen die Zuschauer endlich einmal selbst zu Mitwirkenden werden. Der junge Ingenieur lässt sich erweichen. „Aber ohne Jacke“, das ist ihm noch wichtig, „die Reißverschlüsse ruinieren sonst das Leder. Und bitte mit dem rechten Fuß zuerst, sonst

Lamborghini Murcielago	Wiesmann GT MF3	Porsche Carrera GT
		
Geschwindigkeit 330 km/h	Geschwindigkeit 310 km/h	Geschwindigkeit 334 km/h
Leistungsstärke 580 PS	Leistungsstärke 507 PS	Leistungsstärke 612 PS
Drehmoment 650 Nm	Drehmoment 520 Nm	Drehmoment 590 Nm
Beschleunigung 0-100 km/h: 3,8 sec.	Beschleunigung 0-100 km/h: 3,9 sec.	Beschleunigung 0-100 km/h: 3,9 sec.
Hubraum 6.192 c	Hubraum 4.999 c	Hubraum 5.733 c

wird es nicht gehen.“ Schon plumpst der erste Mittfünfinger schwer in die teuren Polster. Er scheint sich zu freuen, den Einstieg ohne Bandscheibenvorfall überstanden zu haben. Was aber von außen eng und ungemütlich aussieht, gestaltet sich innen als

passgenau und komfortabel. Das kleine Lenkrad, die luxuriöse Lederausstattung, das edle Design. Der Wagen hält, was er versprochen hat, das Strahlen auf dem Gesicht des gerade probefahrenden Herrn hat viel Ähnlichkeit mit dem der kleinen Kinder zu

Weihnachten. Doch es warten noch Andere und er muss seinen Platz wohl oder übel und mit einiger Kraftanstrengung räumen. Und so sinken, mehr oder weniger elegant, nach und nach die Gäste auf den Sitz, den sie sich wohl nie werden leisten können.

Mein erstes Mal oder: Der Weg ist das Ziel

Christiane Nowack

Von der Geocachinglust gepackt und raus ins Grüne.

Es ist so kalt, dass der Atem als kleines Wölkchen in der Luft hängt. Die Sonne fällt schräg am münsteraner Schloss vorbei in meine Augen. Wunderschönes Winterwetter. Und die richtige Atmosphäre für mein erstes Mal. Denn heute ergibt sich die erste Gelegenheit für mich, Geocachen zu gehen.

Geocachen, das ist eine Art moderne Schnitzeljagd, die sich immer größerer Beliebtheit erfreut. Mit Hilfe eines GPS-Gerätes werden hier kleine „Schätze“, so genannte Caches, gesucht. Diese bestehen immer aus einem Logbuch, in das sich der Finder eintragen kann, und häufig aus kleineren Dingen, die vom Finder gegen andere getauscht werden können. Einmal versteckt, werden die Koordinaten des Caches vom Besitzer in mindestens eines der zahlreichen Internetforen eingetragen. Die Suchenden geben diese Daten in ihr GPS-Gerät ein, und werden so zum Fundort gelotst. Seitdem im Mai 2000 die GPS-Nutzung auch für Privatpersonen möglich geworden ist, suchen immer mehr Menschen auf der ganzen Welt nach kleinen Schätzen. Auf der Internetseite www.opencaching.de sind allein 1620 Caches nur in Münster und Umgebung eingetragen. Und so einen Schatz will ich heute finden.

Mit dem geliehenen Navigati-

onssystem drehe ich mich auf dem Hindenburgparkplatz zweimal langsam um meine eigene Achse. Kompassjustierung. Das sieht komisch aus, entneh-

„Komm, wir finden einen Schatz!“

me ich dem Gesicht des vorbeijoggenden jungen Mannes. Aber das hilft dem Gerät, möglichst genau zu navigieren. Die ersten Koordinaten sind eingegeben und nun stapfe ich los und folge dem kleinen Pfeil auf dem Display in die angezeigte Richtung. Die Sonne zaubert im Schlossgarten ein malerisches Ambiente. Die Wassergräben überzieht eine dicke Eiskecke, auf denen Kinder rutschen, die Bäume zierte eine feine Schicht Raureif. Noch 450 Meter Luftlinie bis zum ersten Ziel. Bis dahin bleibt es ein schöner Spaziergang, unterbrochen nur vom kurzen Blick auf das Navi um zu kontrollieren, ob die Richtung noch stimmt.

Ein kurzes Piepen zeigt an, dass jetzt nur noch 50 Meter bis zum Zielpunkt fehlen. Noch 7 Meter. 6... 5... 4... 3... 2... 1! Dann dreht sich der Pfeil einmal um 180 Grad und zeigt wieder 12 Meter an. Und dabei nur eine Genauigkeit von 20 Metern. Mit der Möglichkeit also, dass das Gerät sich um 20 Meter in alle Richtungen irrt, irre ich durch das Gelände auf der Suche nach den nächsten Koordinaten zu

meinem ersten Schatz. Glücklicherweise habe ich mir als Hilfe für die Suche ein paar Hinweise von der Internetseite ausdrucken können. „Nicht unten“, heißt es da in verschlüsselter Schrift. Sehr hilfreich denke ich, und suche meine Umgebung in Kopfhöhe und darüber ab. Da, ein kleines Schildchen ist an den Baum zu meiner linken genagelt. „Uni-MS 007605“ steht darauf. Wie passt denn diese Zahl bloß zu meinen bisherigen Koordinaten, oder wie komme ich durch sie zu neuen? Etwas hilflos stehe ich vor dem Baum und lasse meinen Blick schweifen. Der nächste Baum, der ins Auge fällt, hat genau das gleiche kleine Schild. Ein paar Minuten später steht fest, dass die Schilder, die hier an allen Bäumen hängen, tatsächlich zur Uni gehören, und keine geheimen Botschaften eines Geocachers sind. Meine Niedergeschlagenheit wächst, vielleicht hätte ich für mein erstes Mal doch keinen Multicache auswählen sollen. Was genau suche ich eigentlich? Ein Multicache ist eine, der vielen Varianten, die es beim Geocaching inzwischen gibt. Im Verlauf der Tour sind hierbei kleine Behältnisse versteckt, in denen neue Koordinaten zu finden sind, damit die Suche weitergehen kann. Andere Spielarten wiederum stellen den Suchern unterwegs kleine Denkaufgaben, deren Lösungen dann die Zielkoordinaten des Schatzes ergeben.

Auch die Art und Weise, auf der die Caches gesucht werden können unterscheidet sich gewaltig. Zwischen Tür und Angel quasi, beim Warten auf den Zug, lässt

„Auch am Bahnhof Münster kann man geocachen“

sich am Münsteraner Bahnhof noch schnell ein Cache finden. Sogar Caches, bei denen geklettert oder getaucht werden muss, oder solche, die speziell bei Nacht gefunden werden können, gibt es. Verpackt in Tupperdosen, Marmeladengläsern oder Munitionskisten harren die kleinen Schätze ihrer Entdecker. Der Spaß an der Suche steht hier im Vordergrund, nicht der materielle Gewinn. Der Weg ist das Ziel.

Der Weg ist das Ziel? Mein Ziel liegt momentan in einem Radius von 15 Metern und führt wahlweise zur Linken auf den zugefrorenen Wassergraben herunter oder zur Rechten einen steilen Hang hinauf. Ich drehe mich seit einer Viertelstunde orientierungslos im Kreis. Als plötzlich, an einer Stelle, an der ich sicher schon zehn mal vorbei gegangen bin, in einer alten Baumwurzel ein Filmröllchen steckt. Mit nicht nur vor Aufregung zitternden Fingern öffne ich vorsichtig die kleine schwarze Dose. Zum Vorschein kommt der heiß ersehnte kleine Zettel auf dem die nächsten Koordinaten stehen, mit denen ich gleich das Navigationsgerät füttere.

Weiter geht es also zur zweiten Position meiner Schatzsuche. Unterwegs falte ich mit kalten Fingern noch einmal ungelenk den Zettel mit den Hinweisen auseinander, „Schlangen“ NUR Hinweis entnehmen“, steht darauf. Was damit gemeint ist, bleibt erst einmal unklar. Der Cache-Besitzer hat diese codierten Nachrichten ja auch eigentlich auch nur für den Fall zur Verfügung gestellt, dass das Filmdöschen nicht problemlos gefunden wird. Aber ich bin ja noch Anfänger und gönne mir diese kleine Starthilfe. Auf den



letzten fünf, sechs Metern erkunde ich mit den Augen schon einmal das Gelände. Und diesmal stellt sich der Hinweis als echte Hilfe heraus. Unter all den Bäumen, die die Wanderwege hier im Park säumen, steht hier einer, der so skurril umrankt ist, dass es aussieht, als würden sich Schlangen um seinen Stamm winden. Ich klettere die Böschung ein Stück hoch und werde im Efeu nach kurzer Zeit fündig. Die Filmdose nehme ich erst einmal mit nach unten auf den Weg, bevor ich sie wieder

zurücklege, damit ein anderer sie finden kann. Denn es ist wichtig im Laufe einer Tour so wenig Aufsehen wie möglich zu erregen.

Anfänger des Geocaching können sich durch verschiedene Internetseiten Tipps und Hilfestellungen für ihre ersten Suchen geben lassen. Ein Ratschlag, den viele Seiten gleich zu Anfang geben ist eben jener, sich weder bei der Suche noch beim

man mit Muggels“, sagt er. „Wenn wir einen Cache heben, versuchen wir, die Leute nicht auf uns aufmerksam zu machen. Vor allem nicht während wir loggen.“ Loggen bezeichnet den Vorgang, sich in das Logbuch des Caches einzutragen, sobald das Objekt der Begierde schließlich gefunden ist.

Wie er zu seinem eher ungewöhnlichen neuen Hobby gekommen ist, erklärt er folgen-

meiner Perspektive fast schon ein Veteran, mache ich mich auf die nächste Etappe. Schon bald piept das Navi beruhigend die 50-Meter Marke in den klirrend kalten Nachmittag. Ich fiebere den nächsten Koordinaten regelrecht entgegen, als ich allmählich zu zweifeln beginne. 23 Meter weiter in die angegebene Richtung – und ich stehe im Wasser. Zumindest, wenn ich es schaffen sollte, die Eisdecke



Finden des Caches beobachten zu lassen. In Anlehnung an die Geschichten von Harry Potter werden auf diesen Seiten diejenigen, die kein Geocaching betreiben, als Muggels bezeichnet. Diesen Begriff kennt auch „Autohans“. Der 51-jährige Geocacher kommt aus Dülmen und ist seit kurzer Zeit von der neuen Abenteuerlust gepackt. Wie alle Geocacher ist er auf äußerste Diskretion bedacht, damit kein Fundort an Uneingeweihte verraten wird. „Aufpassen muss

dermaßen: „Meine Tochter studiert Sonderpädagogik in Dortmund. Sie lernte Geocaching als eine Möglichkeit kennen, Jugendlichen ein Angebot zu mehr Bewegung in der freien Natur zu machen. Und so hörte ich dann davon.“ Inzwischen ist er mit Leib und Seele dabei, und hat trotz seiner recht kurzen Cacher-Karriere bereits mehr als ein Dutzend Einträge in den Cache-Logs in Münster und Umgebung hinterlassen.

In Gedanken an Autohans, aus

aufzubrechen. Aber weder von Tauchen noch von Eisfischen war die Rede. Als ich mich näherte, scheint sich der Verdacht zu erhärten. Verzweiflung packt mich. Nur noch diese Etappe, und der Weg zum Ziel wäre frei. Jetzt weiß ich nicht, ob ich lachen oder mich ärgern soll, als kurz vor dem Ufer das GPS-Gerät verrückt zu spielen scheint. Zwölf Meter bis zum Ziel – mit einer möglichen Abweichung von 37 Metern. Ein halber Schritt nach links, acht

Meter bis zum Ziel bei acht Metern Fehlertoleranz – in die Gegenrichtung! Mehrere Minuten lang setzt sich das Verwirrspiel fort. Bis ich mich darauf besinne, dass es auch hier einen verschlüsselten Hinweis gegeben hat. „Zvggr!“ Das ist schnell entziffert. „Mitte“. Mitte? Noch habe ich keine rechte Ahnung, von welcher Mitte hier eigentlich die Rede sein könnte. Ob die Botanik, eine nahe liegende

len Koordinaten sind mein. Ein letztes Mal programmiere ich das Navigationsgerät.

Die Problematik der großen Toleranzen hatte vorab auch schon „Autohans“ erwähnt. Freizeitinteressierte, die sich ernsthaft

„Je weniger Toleranz, desto einfacher die Suche“

mit dem Thema Geocaching beschäftigen, sollten darauf achten, sich ein hochwertiges

GPS-Gerät zuzulegen. „Üblicherweise sind die teureren Geräte auch die, die mehr Satelliten finden. Und je größer die Zahl der Satelliten, desto geringer sind die Toleranzen beim Auffinden der Koordinaten.“



Brücke oder womöglich doch der Wassergraben gemeint ist. Dennoch ist Mitte mein neues Mantra. Mit frischem Elan und dem gelegentlichen Blick auf das Navi, das eine wesentlich höhere Toleranz zu haben scheint als seine Trägerin, mache ich mich erneut auf die Suche. Bis ich endlich den Gegenstand meiner Begierde in den Händen halte. Diesmal sind mir die neugierigen bis argwöhnischen Blicke der sonntäglichen Spaziergänger schlichtweg egal. Die fina-

Sein Navigationsgerät ist mit ungefähr 350 Euro im oberen Mittel der Preisspanne angesiedelt und reicht ihm als Einsteiger für sein Hobby vollkommen aus. Für ihn zählt ohnehin das, was alle Geochacher an ihrem Hobby fasziniert. Unterwegs die Gegend zu erkunden, mal andere Wege zu gehen und sich begeistern lassen von dem, was andere Cacher ihm zeigen wollen. „Dass die Caches an den bestimmten Stellen liegen, hat ja seinen Grund. Da hat sich je-

mand Gedanken gemacht, welche Stelle etwas Besonderes ist.“ Und darum ist für ihn der Fund selbst auch eher zweitrangig. „Den Cache finden ist natürlich auch was Schönes. Aber das ist für mich etwas anderes als Gipfelstürmen. Hier ist der Weg das Ziel.“

Im letzten Dämmerlicht dieses großartigen Wintertages näherte ich mich dem großen Finale. Ich werde meinen ersten Cache heben. Die Aufregung lässt mich vergessen, dass ich in Eiseskälte nun schon gut zweieinhalb Stunden unterwegs bin. Das Navi scheint sich auch noch mal anzustrengen, die Toleranz nun tolerabel. „Rechts unten“, lautet der letzte Hinweis und da finde ich sie. Als hätte sie wie ich nur auf diesen Augenblick gewartet, liegt die kleine hellgrüne Frischhaltedose unter dem rechten von drei großen Gebüschchen mitten im Schlossgarten. Noch ein verstohlener Blick über die Schulter und ich ziehe sie vollends aus ihrem Versteck. Stolz, endlich am Ziel zu sein, trage ich mich in das Logbuch ein. Und das war es dann, mein erstes Mal.

Jetzt ist es tatsächlich dunkel geworden im Schlossgarten. Die Straßenlaternen werfen sanft ihren Schein auf das Grün, über mir ziehen die Sterne auf und ich schlendere zufrieden zurück zu meinem Wagen. Eine Seite Münsters, die ich womöglich ohne Geocaching nicht ent-

Normal verrückt

Klettern ohne Seil beim vierten Kletterwettkampf in Münster

„Mach einen Backstep! Keine Angst, ich spotte dich. Alé!“ Julias Herz schlägt so laut, dass es jeder hören muss. Ihre Hände fangen an zu schwitzen, ihr Atem wird schneller. Julia nimmt allen Mut zusammen, drückt sich mit den Waden nach oben und erreicht mit der linken Hand den ‚top‘. „Ich hab die 24 im ersten Lauf!“ ruft sie laut heraus, weil das Gefühl überwältigend ist. Vorsichtig muss sie loslassen, sich fallen lassen und den schwarzen Maten unter ihr vertrauen, die sie sanft auffangen. Überglücklich trägt sie eine 30 in ihren Laufzettel, das Höchste, was man in einem Lauf schaf-

fen kann.

Es ist Julias erster Boulder-Wettkampf in der Kletterhalle ‚High Hill‘ in Münster. Das Bouldern (englisch für – ‚Felsblock‘) ist seit den 1970er-Jahren eine eigene Disziplin des Kletterns – allerdings ohne Seil und Klettergurt an Felsblöcken, Felswänden oder in der Kletterhalle in Absprunghöhe, also einer Höhe von maximal vier Metern. Jeder Teilnehmer schraubt fünf bis zehn

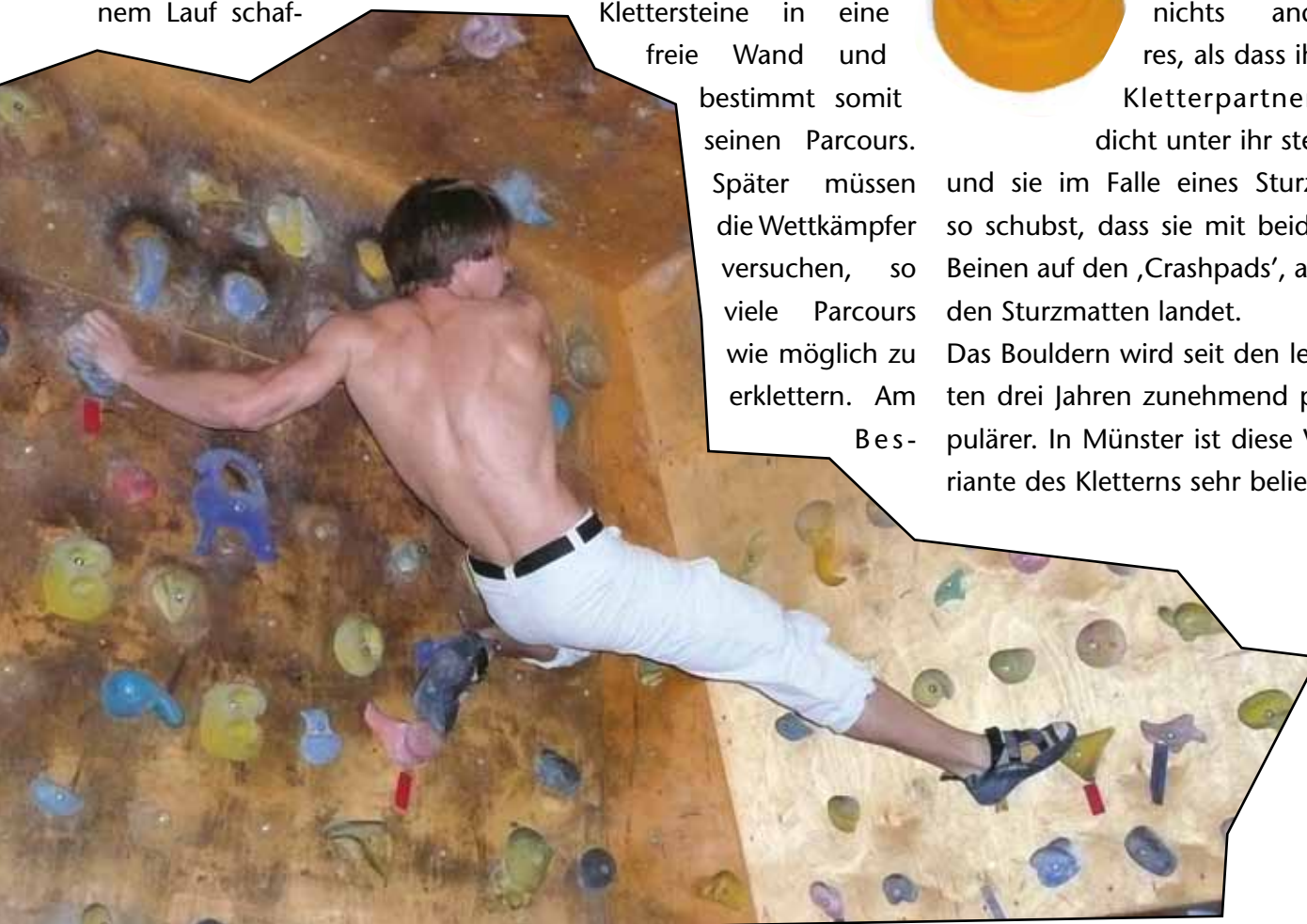
Klettersteine in eine freie Wand und bestimmt somit seinen Parcours. Später müssen die Wettkämpfer versuchen, so viele Parcours wie möglich zu erklettern. Am

Bes-

ten beim ersten Versuch, denn das gibt die meisten Punkte. Bereits um 1900 bestiegen in Frankreich die ersten Kletterer die dort im Wald liegenden Sandsteinfelsen. Hier wurde im Jahr 1947 auch der Boulder-Parcour erfunden. Maßgeblich geprägt wurde er 1950 durch John Gill (USA) und Wolfgang Fietz (Deutschland). Dies erklärt auch den überwiegend amerikanischen Fachjargon.

Wenn Julia ‚gespottet‘ wird, bedeutet dies nichts anderes, als dass ihre Kletterpartnerin dicht unter ihr steht und sie im Falle eines Sturzes so schubst, dass sie mit beiden Beinen auf den ‚Crashpads‘, also den Sturzmatten landet.

Das Bouldern wird seit den letzten drei Jahren zunehmend populärer. In Münster ist diese Variante des Kletterns sehr beliebt,



da keine hohen Felsen benötigt werden. Viele Boulderer klettern auch an Brücken, Häuserwänden oder Fassadenwänden. Doch dies ist nicht immer legal und häufig sehr gefährlich. Die meisten fangen zum Üben in der Kletterhalle an. Der Boulder-Bereich in der Kletterhalle ‚High Hill‘ in Münster ist allein 150 qm groß.

„Unleashed 4 – Problemlos war gestern“ kündigen seit Wochen die Plakate in Münsters Innenstadt an. Die Kletterhalle veranstaltet heute einen Schraub- und Kletterwettkampf, an dem die 24-jährige Julia unbedingt teilnehmen möchte. Denn seit ihrem Spanienurlaub, in dem sie ihre erste Klettertour mitgemacht hat, ist sie süchtig nach dem Extremsport.

Um 16.30 Uhr fährt Julia los. Sie muss einen weiten Weg mit dem Fahrrad zurücklegen, da die Halle fast schon in dem Stadtteil Kinderhaus liegt, uns sie ganz im Süden von Münster wohnt. Genug Zeit, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen. Genug Zeit für Bedenken. ‚Unleashed‘ – ‚Seillos‘... immer wieder kreisen diese Worte in ihrem Kopf herum. Vor dem Eingang der Kletterhalle wird sie von zwei großen Einsatzwagen des Deutschen Roten Kreuzes (DRK) begrüßt. Noch ist das Blau-



licht in der Dämmerung nicht zu sehen. Aber es scheint, als warte es nur darauf, in der Dunkelheit sein volles Leuchten zu demonstrieren. Euphorie schlägt in Nervosität um. Sie betritt die Halle. Ihr Blick fällt als Erstes auf die zwei bereits aufgestellten Liegen des DRK. „Alles nur Sicherheitsmaßnahmen!“, versichert ihr Stephan Ferhoff, der Veranstalter des Wettkampfes, als er ihren skeptischen Blick bemerkt. „Bisher ist noch nie etwas Ernsthaftes passiert.“ Schnell zieht Julia die kleinen Kletterschuhe an und bindet sich einen ‚Chalkbag‘ um, also Kalk für die Hände. Sie muss sich noch an die Schuhe gewöhnen. Kletterschuhe werden zwei Nummern kleiner getragen, damit der gewölbte Fuß einen sicheren Tritt an der Wand garantiert. Einen Klettergurt braucht sie heute nicht, denn es wird seillos geklettert. „Schön, dass du auch schon dabei bist.“ Stephan empfängt sie und weist sie rasch ein: „Der Wettkampf funktioniert so: Deine erste Aufgabe ist es, eine Route mit etwa fünf bis zehn Klettersteinen zu schrauben. Kennzeichne den Parcours mit einer Nummer und lasse deiner Kreativität freien Lauf. Um 19.00 Uhr geht der offizielle Wettkampf los. Alles Weitere erfährst du dann. Viel Erfolg!“

Weg ist er auch schon wieder. Denn es gibt viel zu koordinieren an diesem Tag.

Julia blickt hinunter. Vier große Haufen liegen vor ihr: Einer mit bunten Klettersteinen in allen Formen, verschiedenen Griffen und Strukturen, ein Haufen mit unterschiedlichen Schrauben, einer mit Werkzeug und ein Haufen mit Fragezeichen.

Diesen kann aber nur sie sehen. Jetzt ist Kreativität gefragt. Sie fängt an, die unterschiedlichen Griffe zu ertasten und mit ihnen eine Route zu schrauben. Immer wieder probiert sie verschiedene Klettertechniken und Kletterzüge und begreift schnell, warum zwei Stunden für das Schrauben eines Parcours angelegt sind. Die Zeit vergeht wie im Fluge. Julia taucht in eine andere Welt ein, konzentriert sich auf ihren Weg. Alle anderen Gedanken sind ausgeblendet. „Das

ist das Schöne am Schrauben“, weckt Stephan sie aus ihren Gedanken „man kann seine eigenen Regeln erstellen und kreativ sein. Es werden quasi neue Wege geschaffen.“

Um 19.30 Uhr haben alle Teilnehmer in Ruhe ihren Parcours erstellt – denn in der Kletterszene ist Geduld wichtige Voraussetzung für Höchstleistung. Wer hetzt, ist hier falsch.

Die Mitte der Route muss mit ei-



#4 Unleashed



nem
, Z '

für 'zone' und das
Ende mit einem 'T'
für 'top' gekenn-
zeichnet werden. Das

erklärt auch den Lauf-
zettel, der nach einem kleinen
Aufwärmprogramm an die Teil-
nehmer verteilt wird. Stephan
ruft kurz in Erinnerung: „Wer es
schafft, eine Route beim ersten
Mal durchzuklettern, bekommt
30 Punkte. Das nennt sich ‚flash‘.
Beim Erreichen nach mehreren

Versuchen bekommt man
20 Punkte für den ‚top‘. Die
Hälfte der Strecke nennt sich
‚zone‘ und wird mit fünf
Punkten belohnt. Ihr habt
vier Stunden Zeit euch an
den Routen auszutoben.

Versucht so viele wie
möglich zu schaffen.
Aber vergesst nicht:
Problemlos war ges-
tern!“

„Trust in my self right-
eous suicide ...“ (auf
deutsch: „Vertraue in
meinen selbstgerech-
ten Selbstmord“) Die
harten Gitarrenklänge
von ‚System of a down‘,
einer Alternative-Metal-
Band erklingen ironisch aus
den Lautsprechern. Klettern
– der Extremsport verlangt
grobe Töne um den Adrena-
lin-Kick zu verstärken.

Julia startet mit einer einfach
geschraubten Route, der Num-
mer 9. In der Mitte der Strecke

macht sie Halt. Sie muss sich mit
dem Handballen an der Wand
abstoßen und mit dem Fuß die
Struktur nutzen. Strukturen sind
Wölbungen, welche die Wand
von Natur aufweist, also nicht
geschraubte Griffe. Jetzt bloß
nicht abrutschen. Ihr Herz rast.
Das ist nicht zu schaffen. „Trau
dich. Ich spotte dich“. Ihre Klet-
terpartnerin Sandra steht mit
ausgestreckten Armen drei Me-
ter unter ihr. ‚Spotten‘ bedeutet
beim Klettern, dass Sandra Julia
im Falle eines Sturzes so schubst,
dass sie sicher auf den Matten
landet.

Sandra ist ebenfalls ambitionier-
te Kletterin. Man trifft sie fast
jeden Abend in der Kletterhalle.
Durch das gegenseitige Vertrau-
en, dass man beim Klettern auf-
bringen muss, entstehen rasch
Freundschaften. „Du musst
dir nur selbst vertrauen – dann
schaffst du’s!“ Die Finger noch
einmal in den ‚Chalkbag‘, den
rechten Fuß auf die Struktur, tief



durchatmen, Gewicht verlagern
und hoch! Sicher erreicht sie den
‚top‘. Geschafft! Und jetzt: Den
ganze Weg rückwärts. Drei Me-
ter Höhe erscheinen sehr hoch,
wenn man nicht gesichert ist.
Jetzt heißt es ruhig herunterklet-
tern. Zug um Zug. „Jetzt bist du
fast unten – du musst dich ein-
fach fallen lassen können!“ San-
dra lässt sie nicht aus den Augen.
Viele Kletterfilme im Internet zei-
gen was passieren kann, wenn

man fällt. Niemand spricht
es aus. Aber alle ha-

ben diese Bilder
bei sich und

w e r w e i ß :
Vielleicht
trägt es zu ei-
nem noch achtsame-
ren Klettern bei. ‚Sich fallen
lassen können‘ – Ein Spruch, der
im doppelten Sinne wichtig ist
für diese Sportart. Vertrauen in
sich selbst haben und anderen
vertrauen können ist sehr wich-
tig .

Gerade gelandet, macht sich
eine Unruhe in der Halle breit.
Ein kurzer Schrei, ein dumpfes
Geräusch. Eine Frau liegt auf
dem Boden und krümmt sich vor
Schmerz. Rasch eilen Helfer her-
bei und der DRK bringt die Liege.
In Sekundenschnelle tragen sie
die Frau aus der Halle. Und dann
sieht Julia sie wieder: Durch das
kleine Tor mit Glasfront verlässt
das Martinshorn mit kreischen-
dem Getöse die Einfahrt. Später
erfahren Julia und Sandra, dass

die Kletterin gefallen und dabei
unglücklich aufgekommen ist.
Der Fuß war um 90 Grad zur
Seite gedreht und einige Sehnen
gerissen. Ein paar Minuten ist es
still in der Halle. Ein paar Minu-
ten ist kein Wettkämpfer an der
Wand zu sehen. Doch eine kurze
Ansprache von Stephan ruft zum
Weitermachen auf: „Ihr habt ge-
sehen, was passieren kann. Also
spottet euch bitte aufmerksam
und benutzt die Matten. Und
jetzt weiter. Ihr habt nur noch
30 Minuten Zeit.“

Nach vier Stunden zählt Julia
stolze zwei ‚flashes‘, drei ‚tops‘
und vier ‚zonen‘. Sie ist mit ih-
ren 140 Punkten sehr zufrieden
und froh, nach dem Schrecken

werden zur Siegerehrung geru-
fen. Julia landet auf dem dritt-
letzten Platz der Frauen und ist
mit dem Ergebnis ihres ersten
Boulder-Wettbewerbs sehr zu-
frieden. Nach einer Verlosung
von Präsenten diverser Outdoor-
Geschäfte in Münster, einer lo-
ckeren Twister-Runde und wei-
teren Bier, findet der aufregende
Tag im ‚High Hill‘ um 1.00 Uhr
nachts ein Ende.

Die Veranstalter zählen an die 40
Teilnehmer und sind abgesehen
von dem Sturz sehr zufrieden
mit dem Event. Julia betrachtet
stolz die Hornhaut an ihren Hän-
den und fährt mit einer Menge
neuer Eindrücke nach Hause, um
müde ins Bett zu gehen. „Man



weitergeklettert zu sein.

Nach dem Wettkampf folgen
Pizza und Bier zur Stärkung.
Es herrscht eine ausgelassene
Stimmung am Tisch. Bei lau-
ter Musik werden Klettertech-
niken und Tricks ausgetauscht
und die Laufzettel ausgewertet.
Liebevoll bauen die Teilnehmer
Treppchen aus ‚Crashpads‘ und

muss sich eben einfach fallen las-
sen können...”

Discofox und Schädelweh

Florian Berghold

Es ist schon dunkel und ein konstanter Nieselregen gepaart mit kalten Böen dringt in jede nicht hermetisch verschlossene Bekleidungsöffnung, aber das scheint die Stimmung vor dem Hauptbahnhof nicht zu beeinträchtigen.

Bierflaschen klirren, Menschen unterhalten sich, angesichts ihrer tatsächlichen räumlichen Entfernung, in übertriebener Lautstärke. Sie stimmen Karnevalslieder an. Nun ist zwar tatsächlich erst

um dann in Richtung Süden dem Messegelände entgegen zu ziehen.

Am ersten Wochenende waren es bereits 14000 Feierfreudige, die

„Arriba, arriba was frisst der Biber?“

den Weg zur Kegelparty fanden und auch allein diesen Freitag werden es wieder 5000 sein.

Köln, Ahlen, Osnabrück aber auch Buxtehude steht auf ihren farbenfrohen Vereins-Polohem-

terlage und vertreiben jegliche schlechte Gedanken mit einem Lied „Arriba, arriba was frisst der Biber? Holz, Holz, Holz!“ singen sie im Chor.

Vor der Halle Münsterland herrscht schon buntes Treiben. Reisebusweise strömen Menschen, zum Teil in Trikots, zum Großteil aber in zivil, lachend und singend in die Halle.

Um Geld zu sparen werden noch auf die Schnelle zahlreiche Flaschen vor der Halle geleert. Schlagermusik dröhnt durch die Eingangstüren, die von übertrieben vielen Securities bewacht werden.

Im Foyer der Halle geht es sehr laut und hektisch zu. Einige Kegelervereine praktizieren, zur Einstimmung auf den Wettbewerb, einstudierte Rituale mit zahlreichen kleinen Schnapsfläschchen und Schlachtrufen.

In der Halle darf geraucht werden und fast alle halten sich daran. Schwaden von Döner wechseln sich mit übertrieben aufgetragenen süßen Parfüms ab. Das Publikum ist bunt gemischt. Im Alter von 18 bis 70 Jahren ist alles vertreten.

Einmal im Kreis des ehemaligen Nord-Foyers, jetzt „Becks Lounge“ getauften Raumes, finden sich zahlreiche Bier-, Cocktail- und Schnapsstände, sowie ein Dönerverkauf. An den Getränkeständen herrscht reger Betrieb. Das Atrium gibt den Blick in



kürzlich die fünfte Jahreszeit angebrochen, doch diese Leute kommen aus einem anderen Grund, nämlich zur 27. Auflage von „Europas größter Kegelparty“ in der Halle Münsterland. Sonderzüge verfrachten Unmengen an Menschen aus allen Richtungen nach Münster, die sich durch die viel zu enge Bahn- hofsunterführung quetschen,

den, gepaart mit aufgedruckten Motti und Schlachtrufen, die sich meist unter der Gürtellinie bewegen. Kein Weg scheint zu weit für diesen Spaß.

Mitten im Getümmel schließt sich eine Gruppe, nur in zitronengelben Trikots gekleidet, dem Pilgerzug gen Süden an: Die Spriteulen aus Waldenbroel. Sie ignorieren gekonnt die Wet-

das Obergeschoss frei, wo ein DJ 80er-Jahre-Musik auflegt, zu der die Gäste bisher nur verhalten wippen. Vor dem DJ-Pult hängt ein großes Banner, auf dem steht: „Herzlich Willkommen zur Europa's grössten Kegelparty“.

„Von der Wiege bis zu Tode Bisperode“

Von zwei Seiten gleichzeitig, versuchen leicht- und grellbekleidete, blonde Promoterinnen, den Gästen Schnäpse verschiedener Hersteller schmackhaft zu machen, während die Nächste bereits Teilnehmer für das große Pokerturnier anwirbt. Einige hat sie schon dafür gewonnen. Eine Gruppe von jungen Männern um die 19 spielt schon an einem der vier ovalen, mit grünem Filz überzogenen Tischen im Pokezimmer, das an das Foyer angrenzt. Alle beäugen kritisch ihre Karten. Einer schaut besonders kritisch, aber das scheint nicht an seinem Blatt zu liegen, denn kurz darauf übergibt er sich direkt auf den Pokertisch. All in. Er wird daraufhin von einem Security gebeten die Veranstaltung zu verlassen. Es ist 20 Uhr 50.

Um das Foyer herum gruppieren sich gleich drei der insgesamt sieben Partybereiche. Der Warsteiner-Starclub, die Eurostrandparty und Pott's Schlagerparty. Aus allen drei Bereichen ertönt sehr ähnliche Musik, es scheint als hätte Michelle die Boxen für sich gebucht. Theo-

retisch könnte man die Bereiche auch Warsteinerstarschlagerclub, Eurostrand-Schlagerparty und Pott's Schlagerparty nennen. Auf den Tanzflächen dominiert der Discofox.

In den Gängen zwischen den einzelnen Partybereichen reihen sich die Werbebanner und die Verkaufsstände. Die Veranstalter scheinen viel Wert auf Sponsoren zu legen. Wochenenden in Erlebnishotels, blinkende Sonnenbrillen und natürlich Schnäpse von sämtlichen deutschen Herstellern sind hier zu erstehen, und immer wieder prägen Promoterinnen das Bild, die das Hochprozentige mit Nachdruck fläschchenweise unter das Volk bringen wollen. Bisher erinnert das alles mehr an eine Dauerwerbesendung als an eine Kegelparty. Der eigentlich erwartete sportliche Charakter der Veranstaltung ist noch nicht zu erkennen.

Auch Tim, vom Kegelverein Bisperode, erklärt in einem kurzen Gespräch, dass es hier viel interessantere Dinge als das Kegeln gäbe. Er könne auch gar nicht sagen, auf welchem Platz seine Mannschaft gerade liegt. Er komme bereits seit vier Jahren regelmäßig hierher, seine Stimme entgleist ihm und er macht einen Ausfallschritt um seinen fehlenden Gleichgewichtssinn zu kompensieren, und wenn man mal die ganzen „Weiber“ anschauet, dann habe er damit auch Recht. Er beendet das Gespräch abrupt, indem er schief und lautstark zu singen beginnt „Von der Wiege bis zum Tode, Bisperode, Bisperode!“ Seine Mannschaft stimmt ein.

Am äußersten Rand der Veranstaltung findet man dann letztendlich die offizielle Anwesenheitsbegründung vieler, gegenüber den daheim gebliebenen Ehe-



partnern und Lebensgefährten. Die Kegelbahnen. Von zehn Bahnen werden im Moment nur acht bespielt. Hier gibt es extra Sitzreihen für Zuschauer, die aber auf wenig Nachfrage stoßen. Das Kegeln scheint hier eher nebensächlich zu sein, wenn man einer aktuellen Umfrage der Westfälischen Nachrichten glaubt, in der gerade mal 2,5% der Befragten angaben, wegen des Kegels zu kommen. Fünfzig Prozent erklärten, zum Flirten hier zu sein und weitere fünfundzwanzig Pro-

zent nannten das gemeinschaftliche Konsumieren von Alkohol als Hauptmotiv.

Über den Bahnen hängt eine große Leinwand, auf der die aktuellen Highscores durchlaufen. Die „Lustkugeln“ führen vor „Rumpel die Ritze“ und den „prallen Pumpen“. Von den zitronengelben „Spriteulen“ ist bisher nichts zu sehen. Vielleicht kommen sie ja noch.

Im großen Erdinger-Biergarten, der von einem weißen Gartenzaun umgeben ist, den an den

Ecken jeweils kleine Maibäume verzieren, ist weit mehr los. Etwa dreißig, mit blau-weiß karierten Decken dekorierte, Biertischgarnituren stehen ordentlich aufgereiht vor einer großen Bühne. Über den Tischen hängen lange Erdinger-Fahnen. Es gibt Weißbier aus Plastikbechern.

Auf der Bühne spielen die österreichischen „Fetzentaler“ Skihüttenklassiker. „Morgen ham mer Schädelweh, Schädelweh is scheel!“ singt der in Tracht gekleidete Sänger der Band. Noch



scheint ihm das Publikum zuzustimmen.

Die Fetzentaler, die laut ihrer Philosophie „das Publikum immer wieder überraschen und für Stimmung der Extraklasse sorgen“, spielen „Que sera“ und die ersten Grüppchen stehen auch schon auf den Bänken und schunkeln. Die ältere Generation begnügt sich damit, in den schmalen Gängen zwischen den Biertischen Discofox zu tanzen.

Wie in ihrer Philosophie versprochen, sorgt die Band auch gleich für die erste Überraschung. Mit dem Satz „Ich sehe hier viele Frauen im Publikum, die etwas Bewegung gut gebrauchen könnten und deswegen spielen wir jetzt was Flottes zum Tanzen“ sorgt der Sänger der Fetzentaler für Verunsicherung im Publikum. Derber österreichischer Humor oder ein rhetorischer Fehlgriff? Es riecht zwar nach Bratwürsten und Schnitzel, die an einem großen Grillstand mit bayrisch gekleideten Verkäufern zubereitet werden, jedoch scheint, auch bei den Damen, der Bedarf an fester Nahrung noch nicht allzu groß. Der Bierstand zieht offensichtlich ein Vielfaches an Menschen an.

Die Musik ist sehr laut. Reden geht nicht mehr, nur Schreien. Der Alkoholpegel tut sein Übriges, denn es liegt nicht nur an der Musik, dass die Bedienung am Bierstand inzwischen mehrmals nachfragen muss, was sie den Kunden bringen soll. Meistens liegt sie mit einigen Bechern

Bier, die sie auf Verdacht hin zapft, dann doch goldrichtig.

„Buona sera Senorita“ ertönt von der Band und der Erste beschließt „arrivederci“ zu sagen. Ein älterer Herr der Discofox-Fraktion stolpert beim Tanzen und schüttet einen vollen Becher über die Bierbank neben ihm. Keiner nimmt es ihm übel, doch er verlässt das Geschehen.

„Morgen ham mer Schädelweh, Schädelweh is scheel“

Am anderen Ende der Halle versuchen sich währenddessen einige junge Männer daran, den aktuellen Rekord der Freistoß-Radarmessmaschine von 113 Km/h zu brechen, scheitern jedoch reihenweise an ihren motorischen Fähigkeiten.

Entweder haben sie kein Interesse daran, oder sie verpassen gerade das Highlight des Abends, denn in der Haupthalle, „Müllers Tanzpalast“, in der die größte der Bühnen steht, ist es jetzt brechend voll. Kein Wunder: der Hauptact spielt auch jeden Moment. Markus, eines der vielen One-Hit-Wonder der Achtziger, mit seinem Hit „Ich geb Gas, ich will Spaß“. Und da springt er auch schon energisch auf die Bühne und singt: „Ich geb Gas, ich geb Gas...“ Das Publikum komplettiert textsicher den Refrain. Zusammen mit der, bei näherer Betrachtung, schon etwas in die Jahre gekommenen Sunny, singt er einen NDW-Hit nach dem anderen und die Hal-

le tobt. Es wird getanzt so gut es noch geht. Tatsächlich ist auch wieder das ein oder andere Discofox-Pärchen zu entdecken. Ein Blick auf die Uhr verrät, dass es inzwischen halb drei Uhr morgens ist.

Die Fortbewegung durch die Hallen wird inzwischen durch den extrem klebrigen Fußboden erschwert. Viele Gäste haben sich mittlerweile doch auch für feste Nahrung entschieden und essen, nicht ohne Spuren zu hinterlassen, Döner. Der Boden ist voll von Müll, Plastikbechern und Schnapsfläschchen. Die Putzkolonne wird wohl noch mehr Gas als Markus geben müssen, schließlich soll das Ganze morgen noch mal mit doppelt soviel Menschen ablaufen.

Es herrscht mittlerweile ein bisschen Katerstimmung auf den Gängen und der Eine oder Andere wird sich vielleicht an die Textzeile „Schädelweh ist scheel“ erinnern. Mal sehen, ob morgen noch genau so viele Leute den Fetzentalern zustimmen werden wie heute.



Sonntagabend. Nach Stunden der frei gewählten Sonntagseinsamkeit plagt mich das schlechte Gewissen. Ich muss heute noch einmal rauskommen. Ich greife zum Telefon. „Ach so, nee, dann ist egal.“ Carla kann nicht. Ihr Freund Jan und sie wollen einfach mal nichts machen. Egal wen ich auch anrufe, der Sonntagabend enttarnt sich als der Abend der glücklichen Paare oder anders, als das Grauen für Singles. Na Wunderbar.

So oder so ähnlich ergeht es den rund 11,2 Millionen Singles in Deutschland oder den allein 64000 Singles in Münster. Dass Singles häufig unter ihrem Familienstand ledig leiden,

hängt laut Psychologen mit der Gesellschaft zusammen. 55% der deutschen Singles auf der Flucht. Auf der Flucht vor der Einsamkeit und auf der Suche nach dem Traumprinzen oder der Traumprinzessin.

Mir persönlich geht es eigentlich nicht schlecht als Single, im Gegenteil. Ich zähle nicht die Tage und Stunden zurück zu meiner letzten Beziehung und eigentlich fehlt mir auch nichts. Nur die Anderen sehen das anders, und ich frage mich, wann sie mir auf der Straße einen Trauerflor übereichen. Endstation: Single. Nicht mit mir. Mein Blick fällt auf die „na dann“. Rubrik: Sehnsucht. So vielfältig die Anzeigen sind, so vielfältig mögen auch die Inseraten sein. Hinter jeder Anzeige steckt ein anderes

Anliegen, ein fremder Mensch, eine eigene Geschichte. Das schwierige bei einer Kontaktanzeige ist es, genau das in möglichst wenig Zeichen zu transportieren. Aber Not scheint da in dieser Hinsicht erfinderisch zu machen. Schließlich ist die Kontaktanzeige die erste „Datinghilfe“ der Welt und bringt Paare seit dem 15. Jahrhundert mehr oder weniger erfolgreich zusammen. Was damals als kleine Idee zur Mitfinanzierung anging, ist heute knallhartes Geschäft. Volkshochschulen bieten Kurse an, in denen Mann oder Frau lernt, eine Kontaktanzeige mit Aussicht auf Erfolg zu schreiben. Das „Projekt-Partner“ ist längst nicht mehr nur in Printmedien präsent. Schließlich prägen Formate wie „Und hier ist hier Herz-

blatt“ die Fernsehlandschaft seit nun mehr 15 Jahren.

Ne Beziehung will ich nicht, wünsche mir aber ein sonniges Wesen für..., Für ein Kennenlernen Nachricht an wuseldusel@..., Drei Self-made Luxusweibchen mit Hirn suchen neue Hengste im Stall.

Wuseldusel? Gehts noch? Ich brauche was Eigenes. Eine eigene Kontaktanzeige. Leichter gesagt als getan. Ich will eine gute Anzeige. Bloß nicht 0815. Nachdem ich mich durch gefühlte 1000 Kontaktanzeigen durchgelesen habe, stelle ich fest: so komme ich nicht weiter. Ich versuche es damit mich selbst zu beschreiben, in nicht mehr als drei Worten. Witzig, willensstark, Tageslichttauglichkeit. Jetzt fehlt nur noch der zündende Spruch.

Was nützt die Liebe in Gedanken? Gar nichts! 21w, witzig, willensstark und tageslichttauglich sucht den Richtigen. diesmalderrichtige@web.de

Ich komme mir verzweifelt vor. Kurz nach Erscheinen, die ersten E-Mails. Ich lese mich durch. Durch insgesamt 72 E-Mails, die ich bis zum Sonntagabend bekommen habe. 72 E-Mails in 4 Tagen.

Wer ist denn der Richtige? Möchte mit Dir zu den Sternen fliegen und Dir dann einen schenken! Ich kann auch ganz gut mal

bei einer guten DVD eine Träne laufen lassen. Dafür schäme ich mich gar nicht:-)

Wie gebannt sitze ich vor dem PC und lese mich ein, in fremde Leben. In gescheiterte Beziehungen und außergewöhnliche Hobbies. Es gibt kurze E-Mails ohne Umschweife, Name, Alter und Hallo, aber auch die, die mir detailliert von ihrem bisherigen Werdegang erzählen. Ich komme mir dabei vor wie in der Personalabteilung eines Unternehmens, vor soviel Höflichkeit und Distanz strotzen diese E-Mails. Traummann sein ist schließlich kein Beruf, sondern eine Berufung. Dass diese Berufung allerdings von emotionalen Geständnissen geprägt sein muss, ist ein großer Irrtum. Vielleicht sogar die Lüge Nummer eins der Frauen, nach der Sache mit den Kopfschmerzen. Manche Männer scheinen jedoch immer noch zu glauben, das „eine Träne laufen lassen“ oder das Angebot mit mir zu den Sternen zu fliegen, ihre Attraktivität um ein 100faches steigert. Nein. Ich möchte keinen Mann, der bei Titanic mehr heult als ich. Ich will den Richtigen Und entscheide mich Stefan, Lars und Sören zu antworten. Die Jungs hatten witzige Ideen. Ich bilde mir ein, dass sie nett klingen, netter als die anderen. Ihnen zu Antworten fällt mir allerdings schwerer. Ich habe Angst nicht interessant genug zu klingen, Angst etwas

falsch zu machen. Ich versuche mein Bestes und fange an, regelmäßig mit Ihnen zu mailen, zweimal am Tag mindestens. Das läuft ja ganz gut, bis, ja bis sie mich treffen wollen. Die Frage hängt im Raum und drückt auf mein Gemüt. Ich hadere mit mir und ganz ehrlich, ich kann das nicht. Hier endet meine Suche nach dem Richtigen per Kontaktanzeige. Ich bin zu ängstlich, eben der Prototyp des von Enttäuschungen geprägten Singles.

Neben der Aufgabe von Kontaktanzeigen bieten sich zum Glück noch mehr Möglichkeiten um den Richtigen zu finden. Diesmal jedoch bitte jemanden aus Fleisch und Blut. Des Rätsels Lösung: Speeddaten. Seit 1999 gibt es diese Form, der unkonventionellen Kontaktaufnahme. Erfunden im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, bietet es auch solche. In Deutschland fand die Idee im neuen Jahrtausend Anklang. Speeddating ist jedoch keine Partnervermittlung. Speeddating ist vielmehr ein „Hemmschwellenbeseitiger“. Es ermöglicht einen ersten Kontakt, ganz ohne Furcht, ganz ohne Scham.

Mein hungriges Herz durchfährt ein bitter süßer Schmerz, sag mir wie weit, wie weit, wie weit wirst du gehen?

Wenn ich schon bis zur Kontaktanzeige gehe, dann ist Speeddaten auch nur noch einen kleinen Sprung entfernt. Ich springe und

finde mich Sonntagabends auf dem Parkplatz eines Münsteraner Lokals wieder. Es ist kalt. Aus dem Lokal heraus scheint Licht und Stimmen sind zu hören. Einen Moment zögere ich hinein zu gehen. Plötzlich geht die Tür auf, eine junge Frau blickt zu mir, winkt mir zu. „Gehörst du zum Speeddaten? Keine Angst. Komm rein.“ Na super, wie peinlich. Warme Luft strömt mir entgegen und ich blicke in die Gesichter von 15 mir fremden Personen. Die junge Frau und Leiterin des Abends, wie ich später erfahre, stellt mich der Gruppe vor. Es gibt Sekt zur Begrüßung und eine kurze Instruktion.

Dann erhalten wir unsere Bewertungsbögen. Es geht los. Ich entscheide mich für den Tisch hinten am Fenster.

Es klingelt. „Hi“, zu mir setzt sich Andreas 29, Industriekaufmann, Single seit schon immer. Die Richtige sei nie so dabei gewesen. Öfter verliebt

war er ja schon, nur sie wollte halt nie so wie er. Es müsse sich etwas ändern in seinem Leben. Andreas jammert, seufzt, jammert und das ganze acht Minuten lang. Zum Schluss sagt er danke für das Gespräch, vielleicht wird das mit uns ja was. Niemals denke ich und nicke. Meine Laune ist am Boden. Wirklich ändern tun das die nächsten Männer nicht. Sie lassen mich zwar im

Gegensatz zu Nummer eins zu Wort kommen, doch angeregt Unterhalten ist etwas anderes. Während ich vor mich herrede, von meinen Hobbies, meinem Beruf und sonstigen Meilensteinen meines Lebens berichte, lass ich meinen Blick durch den Raum schweifen. An Tisch vier wird geflirtet. Sie wirft ihre Haare zurück, lacht, beugt sich vor, er berührt ihre Hand. Die beiden sehen aus wie alte Freunde und doch kennen sie sich erst seit wenigen Minuten. Treffer, denke ich mir. Zu beneiden. Nicht zu beneiden ist hingegen die Dame an Tisch Sieben. Sie hat Andreas erwischt und

5 nützt die Liebe in Ge-
ken? Garnichts! Deshalb
he ich 21w, witzig, wil-
ssstark und tageslicht-
glich den Richtigen.
smalderrichtige@web.de

der redet und redet und redet. So wird das nie was lieber Andreas.

Plötzlich trifft sich mein Blick mit einem Anderen, und was für einem. Tisch drei. Er lächelt mir zu und verdreht die Augen, als sein Gegenüber nicht guckt. Sie entspricht so in etwa dem, was man gemeinhin als Tussi beschreiben würde: Weiße Haare, Make- Up Marke Clown, Haut wie ein Lederlappen. Zu meinem High-

light erkläre ich jedoch das Outfit, weiße Stiefel lassen grüßen. Armer Mann an Tisch Nummer drei. Es klingelt, ich verabschiede mich höflich von, oh Namen vergessen, und lasse den Blick nicht ab von Mann Tisch Nummer drei. Er blinzelt mir zu und bewegt sich auf meinen Tisch zu und schnappt Kandidat Nummer acht den Platz vor der Nase weg. Ich muss lachen und von der ersten Minute ist das Eis gebrochen. Der Mann von Tisch Nummer drei heißt Jonas. Ich fühle mich wohl, Jonas fühlt sich wohl. Die Acht Minuten verfliegen. Die anderen sind mir jetzt

egal. Es läutet, es ist vorbei. Ich schaue auf meinen Bewertungsbogen und mache hinter Jonas Namen ein dickes Kreuzchen bei Symphatisch. Als ich den Bogen abgeben will, steht Jonas neben mir, ein dickes Kreuzchen hinter meinem Namen.

Eine Stunde später sitze ich im Auto. Aus dem Radio schallt es, *Hab Flugzeuge in meinem Bauch, kann nichts mehr essen, dich nicht vergessen...*

Hier endet mein Streifzug durch die Verkuppelungsbranche. Hinter mir liegt ein Datingmarathon und ich bin erschöpft, alleine aber auch glücklich. Ob Speed-dating oder Kontaktanzeige, ob Stefan, Lars, Sören oder sogar Jonas, so richtig überspringen



Kulinarisches Blind Date

Jana Hollenberg

Wenn Studenten ihre Mütter nach einem guten Rezept fragen und im Supermarkt nicht zu ihrer Lieblings-Tiefkühlpizza greifen, dann planen sie wohlmöglich das Essen für einen Abend mit zwölf Unbekannten quer durch Münster.

18:22h, Schützenstraße: Das Fenster ist bereits beschlagen und Audrey Hepburns Wange auf dem Poster über dem Herd fängt schon wieder ihre nächsten Fettspritzer auf, die in der 1.95-Euro-Ikea Pfanne zu tanzen scheinen. Dunstabzugshauben haben schon ihre Vorteile. Doch mit der Tatsache, dass meine WG-Küche nicht wie bei Muttern ausgestattet ist, sind Katja und ich heute wahrscheinlich nicht die Einzigen.

Insgesamt 72 Studenten bereiten vermutlich gerade, fast halb sieben, einen der drei Gänge vor, die heute Abend quer durch Münster verspeist werden. Wir haben uns für original italienische Lasagne entschieden - die muss meine Mitbewohnerin gleich nur noch in den Ofen schieben, wenn wir unterwegs sind. Peinlich genau versuche ich Pfeffer, Salz und Oregano wohl proportioniert auf dem Gehackten in der Pfanne zu verteilen. „Noch eine halbe Stunde, bis wir da sein müssen. Wie hieß der Kerl noch gleich? Martin?“, fragt Katja mich. Ich schaue auf den Zettel mit unserer Route, auf dem Tomate, Öl und Zwiebelwürfel bereits ihre Spuren hinterlassen haben. „Hambur-

ger Straße – direkt am Bahnhof. Höchstens zehn Minuten. Wir sind gut in der Zeit.“ Ich bin optimistisch, schließlich müssen wir nur noch die Nudelplatten, die Bechamel- und Gehacktesauce in die Auflaufform schichten.

„ Macht ihr auch bei Rudi Rockt mit? “

RuDi - Running Dinner - Rockt bezeichnet das Erfolgsrezept eines Aachener Studenten, der die Idee vor zwei Jahren in seiner Studienarbeit entwickelte. In Zweier-Kochteams wird entweder Vor-, Haupt- oder Nachspeise gekocht. Vier weitere, vorher unbekannte, Köche kommen zu Gast, bei den anderen beiden Gänge wird man mit seinem Teampartner dann selber bekocht. Jedes Team hat seine eigene Route, die es vorher auf der Internetplattform erhält und die einen am Abend durch die Stadt zu den anderen Teams führt. Kennen gelernt werden demnach zwölf neue Leute in drei verschiedenen Küchen zu drei verschiedenen Gerichten. Auf der anschließenden After-Dinner-Party sehen sich dann alle Teilnehmer zum Feiern wieder.

18:56h, Hamburgerstraße,
die Vorspeise: Ich sehe zwei Mädels auf uns zu kommen, die suchend an den Häuserwänden entlang schauen. „Hallo!“, rufe ich den beiden entgegen, ohne eigentlich zu wissen, dass wir das gleiche Ziel haben. Ich grinse. „Macht ihr auch bei Rudi Rockt mit?“, entgegnet mir Eva, deren Namen ich später noch erfahre. Wir müssen alle lachen, während Katja bereits die Klingel unserer Gastgeber am Türrahmen sucht.

„Eure Jacken könnt ihr einfach auf mein Bett schmeißen.“ Gesagt, getan, stehen wir in Martins Zimmer und ziehen allesamt Schal, Mütze und Jacke aus. Der Typ scheint ziemlich ordentlich zu sein, denke ich während ich seinen Schreibtisch sehe, auf dem alles akribisch sortiert ist. Heißt trotzdem nix, korrigiere ich mich selbst in Gedanken, denn auch er will wahrscheinlich nur einen guten Eindruck hinterlassen. „Ihr kommt genau richtig. Wir sind just mit der Vor-speise fertig geworden“, höre ich Martins Teampartnerin aus dem Flur sagen, die uns kurz darauf lächelnd ihre Hand entgegenstreckt und sich als Tine vorstellt. Kein Pärchen, nur gute



Freunde, die Beiden, beschließe ich, als ich die Zwei wie ein Staats-Empfangs-Komitee vor uns stehen sehe.

„Es sind noch genügend da. Möchte noch jemand?“, fragt uns unser Gastgeber Martin, der uns die Platte mit den Lachs-, Käse- und Hähnchen-Wraps entgegenstreckt. „Ich nehme noch einen mit Käse. Ist echt super lecker“, antwortet Katja, die ich nun seit gut einem Jahr aus dem Soziologie-Tutorium kenne. „Und... habt ihr es gleich noch weit zur Hauptspeise?“, frage ich Karin, die Kochpartnerin von Eva, die mir gegenüber sitzt und gerade aus der Aluhülle ihres Wraps ein Kügelchen formt. „Wir müssen noch bis nach Gievenbeck. Wird ne knappe Angelegenheit, um halb neun müssen wir ja schon da sein.“

20:26h, Schützenstraße, die Hauptspeise: Ich wähle

nervös in der Schublade und suche verzweifelt den Korkenzieher für den Pinot Grigio. Einfach nicht auffindbar das blöde Teil. Doch der unbeschreiblich leckere Geruch aus dem Ofen, der sich inzwischen in der ganzen Wohnung ausgebreitet hat, lässt wenigstens eine gelungene Hauptspeise erwarten. Katja begibt sich derweilen in meinem Zimmer auf die Suche, in dem sich leider ganz und gar keine akribische Ordnung erkennen lässt. „Hab ihn.“ Im gleichen Augenblick sirrt die Klingel und ich hechte gespannt aus der Küche zur Gegensprechanlage. „Hallöchen. Ihr müsst ganz nach oben“, sage ich mit freudiger Erwartung auf unsere unbekannten Gäste.

„Eigentlich wollte ich ja Tätowiererin werden. Ich weiß auch nicht wie ich bei Jura landen konnte, ist halt schon was solider“, erzählt meine Mitbewoh-

nerin Line, die sich gerade zu uns an den Küchentisch gesetzt hat. „Noch jemand Wein?“, rufe ich in die Runde und öffne früher als gedacht die zweite Flasche. Nickend und mir das Weinglas entgegenstreckend, werde ich von den Medizin-Studentinnen Johanna und Klara angelächelt.

„Der Typ von der Vorspeise ging echt mal gar nicht“, erzählt Klara „Ein totaler Selbstdarsteller. Aber die Zwiebelsuppe war trotzdem lecker.“

Katja schaut nervös auf die Uhr an der Wand. „In zehn Minuten müssen wir schon bei der Nachspeise sein. Ich glaube wir müssen leider langsam aufbrechen.“ Ich hätte gerne noch mehr über den Typen von der Vorspeise erfahren, doch wir ziehen uns bereits alle unsere Wintermäntel über. „Wir sehen uns später doch bestimmt alle im Klup, oder?“

22:03h, Hammerstraße, das Dessert: Katja und ich hüpfen guter Dinge und mit ein wenig Verspätung die Treppe unserer letzten Gastgeber hinauf und sehen ein Mädels, das Zähne putzend im Wohnungseingang steht. Katja guckt ähnlich entsetzt wie ich, denn sie trägt zudem einen Pyjama. „Keine Sorge. Ich bin nicht die von Rudi Rockt. Meine Mitbewohnerinnen sind aber noch nicht eingetroffen.“ Sie führt uns in die eher spärlich möblierte Küche und bittet

uns kurz zu warten, während sie im Badezimmer verschwindet. Wir setzen uns auf zwei alte Kinossessel und müssen beide lachen. „Herrlich, jetzt sitzen wir hier in einer fremden Küche und unsere beiden Gastgeberinnen sind noch nicht mal da.“ Da hören wir aber auch schon den Schlüssel im Türschloss und zwei sportliche und überaus gutgelaunte Mädels stürmen zu uns in die Küche. „Hallo ihr Beiden. Tut uns echt leid, aber uns ist auf dem Weg eingefallen, dass wir gar keinen Alkohol hier haben und haben noch kurz entschlossen einen Prosecco besorgt“, sagt Nina, die uns hastig die Flasche entgegenstreckt. Noch mit Mütze und Jacke bekleidet, greift sie in den alten restaurierten Küchenschrank und nimmt vier Sektgläser heraus. „Erst einmal trinken wir ein Schlückchen, oder?“ Passend trudelt auch das fehlende dritte Kochteam ein: Ina und Lena, ebenfalls Medizin-

studentinnen aus dem dritten Semester.

Dass wir bereits alle Wein oder andere alkoholische Getränke zu uns genommen haben, kann keiner von uns mehr leugnen. Wir benehmen uns gerade wie pubertierende 14-Jährige, die sich regelmäßig zu einem Weibekoch-Abend verabreden. Die Wellenlänge stimmt jedenfalls. Auch beim Nachschüssel, der den beiden ausgezeichnet gelungen ist: Tiramisu mit selbst gemachten Schoko- und Kokos-Pralinen. Doch die Mehrzahl der Pralinen verbleibt leider auf dem Tellerrand jedes Einzelnen. „Geht leider echt nicht mehr rein. Tut mir leid“, so Lena, die sich offensichtlich satt und glücklich auf ihrem Stuhl nach hinten fallen lässt.

0:23h, Klup, die After-Dinner-Party: Ich sehe Martin von der Vorspeise strahlend auf mich zukommen, hinter ihm die

beiden Medizinstudentinnen, die bei uns zur Hauptspeise zu Gast waren. Wie hießen sie noch gleich? „Darf ich euch vorstellen. Das sind Johanna und Klara, bei ihnen haben wir gerade leckere Mousse au Chocolat essen dürfen.“ Wir lächeln uns an: „Wir kennen uns“, wirft Klara ein, „die Lasagne bei euch war einfach super.“

Nachspeisen-Nina zieht mich währenddessen auf die Tanzfläche, doch wir merken schnell, dass mit unseren wohl gesättigten Körpern, bei der Melodie von „Pretty Woman“ nicht mehr allzu viel Taktgefühl drin ist. Das wars dann wohl mit Tanzen, doch wir beschließen uns zum Abschluss noch ein Bier zu gönnen.

2:51h Schützenstraße: Langsam öffne ich die Küchentür. Audrey Hepburn lächelt mir trotz hinzugekommener Fettspritzer immer noch von der Wand aus zu und beruhigt mein Gewissen. Denn aufräumen und spülen werde ich erst morgen.

Mehr Infos unter:
www.rudirockt.de



1 Vorspeise • 2 Hauptspeise • 3 Dessert

Fernglas, Klarsicht, Bitterkälte

Timo Prünte

Auf der Suche nach den Schwänen in Münsters größter Kloake



Fläche 21 D. Lieblingsplatz der Schwäne.

„Schwäne“! Ein lauter Aufschrei von Manfred Röhlen. Er hebt seinen rechten Arm in den Himmel und streckt den Zeigefinger aus. Die kleine Gruppe, die um ihn herum steht, lauscht gerade seinen Worten, als plötzlich alle Augen in die Richtung blicken in die sein Finger zeigt. Da fliegen sie. Endlich. Vor zehn interessierten Augenpaaren ziehen zwei Höckerschwanne ihre Runde elegant durch die Lüfte. Mit ihrem schneeweißen Federkleid heben sie sich deutlich vom Grauschleier des Himmels ab. Wie eine Leinwand bildet das Himmelszelt den Hintergrund für die Hauptdarsteller des heutigen Tages. So scheint es wie ein Happy-End eines schnulzigen Hollywood-Streifens als die

beiden Vögel der Gattung Cygnus mit ihrem synchronen, ruhigen Flügelschlag einen Moment der Stille unter den gespannten Zuschauern dieser Szenerie verursachen.

Ein später Erfolg der ornithologischen Exkursion unter dem Titel „Der Höckerschwan“. Neigt sich der Ausflug doch mittlerweile dem Ende zu: Es ist viertel vor Vier und es wird langsam dunkel. Seit knapp zwei Stunden wandeln fünf Vogelfreunde schon auf den Spuren des Federviehs in den Rieselfeldern, einem 450 Hektar großen Gebiet im Norden von Münster. Anfang des 20. Jahrhunderts durch Menschenhand als Verrieselungsfläche, eine frühe Form der Kläranlage, geschaffen, mittler-

weile EU-Vogelschutzgebiet und Lebensraum für 130 verschiedene Vogelarten. Es ist sehr kalt. Aber in diesem Moment ist das alles nicht wichtig.

Manfred Röhlen, Exkursionsleiter und Kenner insbesondere der Vogelwelt der Rieselfelder hat die Schwäne am Ende doch noch entdeckt. Eine mittelgroße Statur, dichtes, halbgraues Haar, eine Brille. Wir sind nicht bei der Bundeswehr. Ein Flanellhemd schaut unter der grau-beigen Freizeitjacke hervor und seine dunkelbraune Hose lässt sogar eine leichte Bügelfalte durchscheinen.

Zunächst aber einmal begrüßt er die Teilnehmer an der Biologischen Station der Rieselfelder,

Von hier werden Pflegemaßnahmen und wissenschaftliche Projekte durch Ehren- und hauptamtliche Mitarbeiter, Zivildienstleistende, Teilnehmer des freiwilligen ökologischen Jahres und Praktikanten koordiniert und durchgeführt.

Doch die heutige Begehung steht unter keinem guten Stern. Sind doch von sonst 95 Schwänen nur zwei am Vortag gesichtet worden. Und genau mit diesen, von Röhlen zum Vogel des

Von sonst 95 Schwänen nur zwei am Vortag gesichtet worden

Monats November bestimmten Tieren, beschäftigt sich die heutige Schwerpunktsexkursion. Es ist ihm fast unangenehm, dies vor den Teilnehmern verkünden zu müssen, als unerwartet zwei mit Fernglas ausgestattete Personen auftauchen: „Machen sie zufällig grad eine Führung?“ fragt die mit Pelz bekleidete, ältere Dame. Auf Antwort Röhlen

ist ihrer männlichen Begleitung das Thema Schwäne wohl zu speziell. Alleine machen Sie sich auf in Richtung Biotop.

Dann geht es los. Doch nicht zu Fuß. Die insgesamt fünf Teilnehmer verteilen sich auf zwei Kleinwagen. Es ist ein endloser Blick. Hinter rostigem Stacheldraht tut sich eine wilde Wiese auf. Vereinzelt stehen laublose Bäume im Gras, in der Ferne, wie durch die Kälte erstarrt, einige Heckrinder. Ein Versuch der



450 Hektar Vogelschutz - Kloaken sucht man hier vergeblich



Manfred Röhlen (3.v.L.) macht in der Wirtschaftskrise die Enten zu Schwänen

Rückzüchtung, um am Ende der Zuchtkette ein Wildrind zu erhalten.

Nach kurzer Fahrt hängt sich auch Röhlen ein Fernglas um den Hals. Er klappt routiniert mit wenigen Handgriffen ein Stativ aus, auf das er ein besonders leistungsfähiges Fernglas, das so genannte Spektiv, aufsetzt.

Ohne Handschuhe und winterfeste Kleidung würde es nicht lange gehen, so kalt ist es. Er

„Zwischen Gras und Maulwurfshügel. Ein Schwan?“

kennt die Stellen, an denen er fündig werden will. Es geht los über einen asphaltierten Weg. „Fläche 21D!“ Der leichte Wind bringt das hoch gewachsene,

tote Schilf am Wegesrand in Bewegung. Ein leichtes Zischen ertönt. Links des Weges ein kleiner Bach, das Wasser vom eisenhaltigen Heideboden rot gefärbt. Eine umgestürzte Birke ragt zur rechten in das Schilf hinein – abgestorben.

Doch plötzlich Leben: Wohl 100 Gänse mehrere hundert Meter weiter stoßen Laute aus, fliegen

auf. Röhlen sucht den Himmel nach der Ursache ab.

Während die Gänse über die Exkursionsteilnehmer hinweg fliegen, durchbricht Wasser das Schilf. Es schimmert durch das braun-gelbe Röhricht. Auf einem kleinen erdigen Weg durch das Schilf geht es in ein kleines Holzhäuschen. Doch durch die kleinen Luken in den Wänden sind keine Schwäne zu sehen. Niemand nimmt sein Fernglas zur Hilfe. Das bloße Auge guckt lediglich auf eine zugefrorene Fläche.

Auf dem Rückweg werden vorbei fliegende Wasserrallen und Hohltauben bestimmt. Aber Schwäne nicht, weder Männchen noch Weibchen, die durch den Häcker auf der Nase zu unterscheiden sind – die Holländer nennen ihn treffender Knobbelzwaan.

Es ist eine längere, langsame Fahrt zum nächsten Ziel. Zwischen 20 und 30 Kilometer pro Stunde zeigt der Tacho an, der verstaubt ist wie der Rest der Armatur. Im Fußraum die Hülle eines Fernglases. Der Blick des Fahrers geht ständig in die Luft oder zur Seite. „Bei uns Orn is das so und alles kann etwas besonderes sein. Wir sind schnell nervös zu bekommen.“ Und sogleich konzentriert er sich wieder. Orn is, das sind die Ornithologen. Die Wissenschaftler, die sich mit den Vögeln befassen. Plötzlich Stopp: Fenster runter für klare Sicht. Die Kälte zieht ins Auto. Der Blick richtet sich in

eine große Schar Graugänse. Etwas Weißes zwischen Gras und Maulwurfshügeln. Ein Schwan? Nein, wieder nichts. Weiter geht die Fahrt, weit im Hintergrund ein weiteres Kennzeichen der Nähe zur Stadt: Die lokale Müllkippe. Die Wagen halten an, Ausstieg.

Aber auch hier: nichts. „Fünf Möwen. Stockenten, welch eine Sensation. Zirrit – Zaunkönig“. Röhlen schwante zu Beginn schon Böses. Kommt dieses Sprichwort ironischerweise von den alten Germanen, die aus dem Flug der Schwäne wie aus einem Orakel gelesen haben. Es scheint wie ein Fluch. Doch ist alles erklärbar: Die flachen Wasserflächen sind zugefroren. Zudem gab es einen Schaden an den Ventilen des Wehres, welches für die Flutungen der Flächen zuständig ist.

Zwar nicht geflutet, aber mit Wasser gefüllt ist ein kleiner Graben den die Vogelfreunde erreichen. Das Spektiv kommt zum Einsatz. „In Zeiten der Wirtschaftskrise werden aus Schwänen Enten“, heitert Röhlen die Situation auf. Es sind auch nicht viele. Aber Graureiher, Gebirgstelze und Teichhuhn retten ihn aus der Situation. „Wie male risch der Reiher da sitzt“, und es geht hier nicht um das Abhaken einer Bestandsliste. Röhlen ist in seinem Element. Er fixiert mit dem Spektiv die gefiederten Gäste. Ein scharfes Bild. Über viele Meter hinweg.

Kein Vogel, aber plötzlich, mit einer kleinen Bugwelle taucht vor der Gruppe ein Bisam aus dem Wasser. „Gucken sie mal. Das ist süß“, begeistert eine Teilnehmerin der Gruppe die anderen. Enthusiasmus über die Schwäne hinweg?

Es ist spät geworden. Viertel vor vier. Der Rückweg beginnt. Stetig wandern die Blicke noch in die Luft. Links des Weges hängen abgestorbene Rankpflanzen über den Maschendrahtzaun. Rechts, hinter Bohlen und Stacheldraht, eröffnen sich wiederum Wiesen und Einzelne Wasserflächen. „Und, waren Sie erfolgreich?“ Die ältere Dame im Pelzmantel. In Begleitung ihres Partners. Vor zwei Stunden traf sie die Gruppe an der Biologischen Station. „Nein“, sagt Röhlen. „Keine Schwäne heute. Nur Enten“, und schultert wieder das Spektiv. Langsamen Schrittes über den Asphalt. Auch die Möwen werden müde. Über den Köpfen fliegen Schwärme zu Ihren Schlafplätzen. Auch zum Aasee. Dort gibt es ja auch Schwäne. Schwarze, weiße. Echte Schwäne und Schwäne aus Plastik. Und hier?

„Schwäne“! Ein lauter Aufschrei von Manfred Röhlen...

Promenadenmischung ist für mich...



Christiane Nowack

... mein kleiner griechischer
Straßenhund.

... eine Gelegenheit für
junge Redakteure, sich und
ihre Texte auszuprobieren.



Marco Rustemeyer



Tobias Knoop

... ein hässlicher Hund.



Sarah Sassenhagen

... viel mehr als ein Hund mit
Zotteln und alles in allem der
perfekte Mix!

... ein komischer
Köter und 'ne gute
Zeitschrift.



Thomas Eßer



Saskia Niemeyer

... ein bunter Mix aus Sehen,
Entdecken, Fühlen und einfach
nur Leben.

... die Papier gewordene Paarung
aus den Filmen „Die Wutprobe“
und „Tatsächlich Liebe“.



Julia Kottkamp



Julia Klein

... das Beste zum Vorlesen
an kalten Wintertagen.

... so genüsslich wie ein
Jägerschnitzel mit Kroketten
und 'nem ordentlichen Bier.



Lena Iker

... ein nicht so
schöner Titel wie
„Leben im Regen“.



Florian Berghold



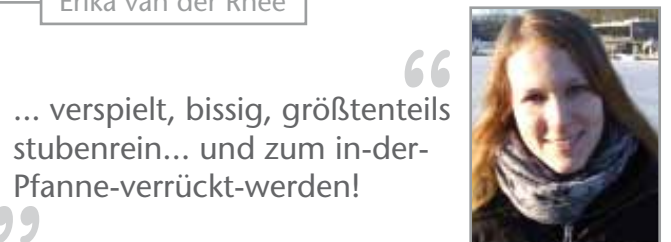
Jana Hollenberg

... ein fabelhafter Ausflug
in Münsters unentdeckte
Sphären.



Erika van der Rhee

... eine schöne Sammlung von
Geschichten, geschrieben von
bunt zusammengemischten
Studenten.



Anne Breitenbach

... verspielt, bissig, größtenteils
stubenrein... und zum in-der-
Pfanne-verrückt-werden!

... der recherchierte
Querschnitt Münsters.



Timo Prünte



